

RICHARD  
KOLA  
PUPPEN  
TRAGÖDIE



RIKOLAVERLAG

**Richard Kola**

**Puppentragödie**

**Ernste und heitere Geschichten**

---

Rikola Verlag, Wien, Leipzig, München, 1923

---

***Bibliothek von ngiyaw eBooks***

*Dank für die Transkription an Maria, Schülerin an  
einem Gymnasium in Ungarn.*

---

Illustration: Nach der Vorlage

## ZUM GELEIT

Aus der großen Zahl von Geschichten, die ich — im Nebenberuf — im Laufe von drei Jahrzehnten geschrieben und veröffentlicht habe, wähle ich eine Handvoll Skizzen aus, um sie, in einem Buche vereinigt, der Vergessenheit zu entreißen. Denn nichts altert so schnell, wie eine Zeitung von gestern; und nichts wird so gründlich vergessen, wie ein Feuilleton von vorgestern.

Das Kulminationsprodukt der menschlichen Intelligenz und Kultur ist das Buch; es schließt neben zahllosen anderen segensreichen Wirkungen auch die ein, dem Autor die Möglichkeit zu geben, daß seine Erzeugnisse nicht im Winde der Tagesblätter spurlos verwehen, sondern, wenn sie es wert sind, fortleben.

Die Skizzen, die im vorliegenden Bande gesammelt sind, entstanden meistens in den letzten Jahren; nur eine, betitelt »Im Kinderbett« und in der »Wiener Literaturzeitung 1891« erschienen, schrieb ich im Alter von etwa achtzehn Jahren; eine andere, »Die abgeschaffte Liebe«, brachte die »Arbeiter-Zeitung« 1903 als Feuilleton.

Einen gemeinsamen Zug aber haben alle Skizzen, gleichgültig, wann sie geschrieben und wo sie erschienen sind: alle kehren immer wieder zu dem Thema zurück, wie verlogen und voll pharisäerhafter Heuchelei unsere heutige Gesellschaftsordnung die Augen verdreht. — Und ich habe wahrlich nicht übertrieben, denn fast alles, was ich geschrieben, ist selbsterlebt.

Gut Leithen bei Amstetten,

September 1923.

RICHARD KOLA

MEINER LIEBEN FRAU

## PUPPENTRAGÖDIE

Klein-Ally hat zu Weihnachten eine Puppe bekommen, in prächtiger Seidenrobe, eine wunderherrliche Puppe, die »Papa« und »Mama« sagen kann und die Augen schließt, wenn sie zu Bett gelegt wird. Und die Puppe hat Wunder gewirkt, denn Ally ist so gänzlich beschlagnahmt von ihr, daß sie völlig vergißt, die kalten Umschläge ihres mit komplizierten Beinbrüchen behafteten Holzponys zu erneuern, ja sie vernachlässigt sogar ihr kleines Kätzchen, dem sie vorher mit tückischer Beharrlichkeit französische Vokabeln beizubringen versucht hatte, ohne sich auch nur im geringsten von dem erzielten Mißerfolg entmutigen zu lassen. Nun ist sie damit beschäftigt, die Puppe zu photographieren. Sie hat sie mit ihrer eigenen neuen Haube geschmückt, hat den schönsten von Mamas schwarzen Schleiern über den Kopf geschlagen, mit der Schere ein kleines Loch hineingeschnitten, groß genug, daß die zwei Schelmenaugen durchgucken können, und redet nun der würdevoll in einen Fauteuil placierten Puppe eifrig zu, doch ein recht freundliches Gesicht zu

machen. Da tritt Mama ins Zimmer und ist von der Situationskomik heimlich so entzückt, daß sie es nicht übers Herz bringt, über das etwas frühzeitige Ende ihres Schleiers ungehalten zu sein. Indessen läßt Ally sich keineswegs durch Mamas Eintritt in der Ausführung ihrer künstlerischen Aufgabe stören. Erst nachdem sie voll schöner Selbstzufriedenheit der Puppe die Versicherung gegeben, daß das Bild vorzüglich ausgefallen sei, nimmt sie den Schleier ab, faßt die Docke unterm Arm und springt Mama entgegen.

»Mama, Mama!«

»Ja, mein Liebling, was gibt es denn?«

»Bitte, Mama, du mußt mir ein Schokoladebonbon für meine Puppe geben, sie ist so artig gewesen, Sie hat die ganze Zeit über stillgehalten.«

Mama kann sich billigerweise der zwingenden Notwendigkeit einer Belohnung für so viel Tugend nicht widersetzen. »Aber deine neue Haube, Ally?« wendet sie tadelnd ein.

»Ach, die hab' ich ihr ja geschenkt, weil sie mich so darum gebeten hat. Weißt du, Mama, ich habe zwar die Haube sehr lieb, aber ich will eine gute Mama sein, und gute Mamas schenken doch ihren artigen Kindern alles, auch was sie lieb haben. Nicht wahr? Bist du böse, Mama?«

»Nein, mein Kind, gewiß nicht; es freut mich, daß du für deine Puppe auf ein Liebes verzichtest. Ich,« setzt sie halb für sich mit leise zitternder Stimme hinzu, »ich habe nicht den Mut gehabt, es für meine Puppe zu tun.«

»Deine Puppe?« fragt Ally, die bloß die letzten Worte gehört, »hast du denn auch eine Puppe?«

Mama lächelt wehmütig und schweigt.

»Und wie heißt deine Puppe?« fragt das Kind voll Neugierde.

Aber Mama blickt sinnend und in Gedanken verloren vor sich hin und antwortet nicht. Dann atmet sie tief auf und nimmt Ally auf ihren Schoß. Und während Mama mit ihren Lippen zärtlich den Mund ihres Töchterchens schließt, zeigen sich zwei heimliche Tränen in ihren Wimpern . . .

\* \* \*

Die starren Blicke auf die langsam ersterbende Glut im Kamin gerichtet, sitzt Mama eine Stunde später in ihrem Boudoir und träumt. Alle ihre Gedanken verweilen schmerzvoll in der Vergangenheit. Bild auf Bild entrollt sich in ihrer Erinnerung, und Gestalten sehen sie an mit leuchtenden Blicken, mit denselben Blicken, mit denen Er ihr Antlitz liebkost hatte. Und



in der bebenden Stille, die im Gemache lastet, fängt es an, sie leise zu umtönen wie süßes, lockendes Wogensingen, dessen Melodie ihr die schmeichelnden Molltöne einer Menschenstimme ins Gedächtnis ruft: *seiner* Stimme, die damals ihr Ohr geküßt . . .

In Scheveningen war's. Nach einer programmäßig absolvierten Reise war das Ehepaar dort eingetroffen, gerade als die Badesaison ihren Höhepunkt erreicht hatte. Das ungleiche Paar erregte — wie überall — auch hier einiges Aufsehen. Der Gatte, ein stark ergrauter Fünfziger, dessen hohe, schlanke Figur mit den strenggemeißelten Gesichtszügen die aristokratische Abstammung verriet, sie ein zartes, kleines Geschöpf, voll sprudelnder Lebhaftigkeit, mit prachtvолlem Tizianhaar. Wenn sich ein Sonnenstrahl in dem breiten Haarknoten fing, entzündete er darin einen tiefen Goldglanz, dessen Pracht sich in den geheimnisvollen Strahlen ihrer Augen wiederholte, dieser Augen, in denen etwas Naives und Geistvolles lag, Jugendkraft, Lebensfreude und Sehnsucht. Wie in einem Buche las man darin das ganze Wissen der Frau, aber auch kindliche Unschuld.

Selbstverständlich drängte sich alsbald eine Schar von Bewunderern um die schöne, geistreiche Dame. Den Gatten beunruhigte die Verehrung nicht, die seiner Frau entgegengebracht wurde, denn er kannte

die stolze Strenge ihres Charakters und freute sich im stillen, daß sie in diesen schwärmerischen Huldigungen vollwertigen Ersatz fand für die vornehme Kühle ihres gegenseitigen Verkehrs, dessen Temperatur seit dem Tage ihrer Vereinigung unverändert geblieben war. Er wußte, daß sie damals, mit einer enttäuschten Jugendliebe im Herzen, seiner Bewerbung nur Gehör geschenkt, weil sie heiraten wollte, um zu vergessen. Der alternde Mann hatte sich darüber hinweggesetzt. Es schmeichelte ihm, die vielumworbene Schöne heimzuführen, deren Äußeres schon so viel von ihrer inneren Besonderheit verriet. Sie regelten die Formen des Zusammenlebens gleich zu Beginn ihrer Ehe mit weitestgehender Rücksichtnahme auf ihre beiderseitige Bewegungsfreiheit. Nur ein einziges Band gab es, das sie ihre enge Zusammengehörigkeit fühlen ließ: die gemeinsame Liebe zu ihrem Kinde, das zeitgerecht erschienen war. Diese Liebe war im Herzen der jungen Mutter zum breiten Strome angewachsen, der alle Zärtlichkeit, die schrankenlose Hingabe ihres ganzen Wesens in sich aufnahm. Denn von jeder andern Liebe hatte sie endgültig Abschied genommen —  
wenigstens glaubte sie es.

\* \* \*

Zurückgekehrt in die Stille ihres Wiener Heims, sieht sie unverlöscht alle Einzelheiten ihrer Scheveninger Tage in ihrer Erinnerung erstehen, als wären sie warme, lebendige Gegenwart . . . Sie hört ihren Gatten den kleinen Salon betreten, den sie im Kurhause innehatte, während sie selbst in ihrem Ankleidezimmer noch einen letzten prüfenden Blick auf ihr Spiegelbild wirft, das ihr, von goldigem Sonnenlicht umflutet, lächelnd entgegengrüßt. Und einer der schimmernden Lichtfunken mußte wohl seinen Weg mitten in ihr Herz gefunden haben, denn sie hatte sich mit einem Male so lebenswarm gefühlt, so glückfähig. Vom Sonnenschein bestrahlt, tritt sie am Arme ihres Gatten in den Speisesaal.

Als sie an der Table d'hôte Platz genommen, fühlte sie beharrlich die Augen eines jungen Mannes auf sich gerichtet, den sie tags vorher noch nicht bemerkt hatte. Unter dem kühlen, flüchtigen Blicke, mit dem sie seine Anwesenheit wahrgenommen, hatte er erbleichend die Lider gesenkt, doch schon nach kurzer Zeit kehrten seine Augen wieder und schienen sich festsaugen zu wollen an ihrem Antlitz, dessen Oberfläche sie zu durchdringen strebten. Und so alle Tage . . .

Sie hatte anfangs über den leichten Sieg gelächelt, aber bald fühlte sie, daß ein wärmeres Interesse für

den Unbekannten allmählich ihr Herz eroberte. Und nun begann für beide ein gefährliches Spiel. Man spricht nicht miteinander, weil man nicht vorgestellt wurde, aber man kennt sich, weil man sich täglich sieht; man vermeidet es, sich anzusehen, weil man fühlt: »Jetzt ruhen die Blicke des andern auf meinem Antlitz, und wenn ich aufschaue, vertreibe ich die scheuen Augen für einige Zeit . . .« Und dann mit einem Male, ganz ungewollt, begegnen sich die Blicke einen Herzschlag lang und lassen zwei Menschen in zitterndem Ahnen gegenseitigen Verstehens erbeben . .

Als sich der junge Mann einmal verspätet hatte, erfuhr sie, wer er sei. Sein Tischnachbar, ein Schriftsteller, der froh war, Gelegenheit zu finden, die Aufmerksamkeit der schönen Frau zu fesseln, berichtete mit sorgfältiger Ausführlichkeit über die ihm bekannten Personalien des stillen Gastes, der ein Wiener sei, seit langem im Auslande lebe und es unbegreiflicherweise abgelehnt habe, sich von ihm seiner Landsmännin vorstellen zu lassen. »Wahrscheinlich, weil er fürchtet, sein Herz zu verlieren«, schloß er galant.

Eines Abends machte sie trotzdem seine Bekanntschaft. »Groot Bai op Zee« hatten riesige Plakate tagsüber verkündet. Die Kurkommission

benützte das herrliche Wetter, um rasch einen Ball zur See zu veranstalten, in dem rotundenartigen Saale, der die fünfhundert Meter lang ins Meer hinausgebaute Wandelbahn abschließt. Es tanzt sich besser mitten auf dem Meere, nach einer verführerischen Musik, zu der das dumpfe Tosen der anprallenden Fluten eine eigenartig reizvolle Begleitung stöhnt.

Eine Viertelstunde vor Schluß des Festes hatte sie mit ihrem Gatten den Saal betreten. Sie mußten am Eingang stehenbleiben, denn der Raum war übervoll. Laute, lärmende Musik, Kleiderrauschen, erhitzte Gesichter, fröhliches Lachen, Kosen, Flirten ringsum. Da intonierte die Musik den »Donauwalzer«. Ein Leuchten ging durch das Antlitz der schönen Frau, als sie die klassischen Wiener Weisen hörte, ein sonniges Lächeln verklärte ihre Züge, und ein Beben des Glückes durchschauerte sie, eine ahnende Sehnsucht . . . Sie neigte das Köpfchen zur Seite und summete die köstliche, unvergängliche Melodie mit . . . Dann sah sie ihren Gatten an. »Ach, die ›Schöne blaue Donau‹! Wahrhaftig, ich hätte Lust, mitzutanzten!«

»Darf ich um die Gnade bitten, mich zur Verwirklichung Ihres Wunsches in Vorschlag zu bringen?« hörte sie eine vor Erregung schwingende Stimme sagen. »Beim Bal op Zee ist es ja gestattet, sich selbst vorzustellen.« Es war der junge

Unbekannte, der jetzt seinen Namen nannte. Sie nickte  
Gewährung, der Gatte lächelte Zustimmung. Im  
nächsten Augenblick war das Paar unter den  
Tanzenden verschwunden.

\* \* \*

Ach, die Tage, die nun kamen! Tage steten  
Beisammenseins . . . Wie ein Atem von Glück ging es  
von den beiden aus, in unermüdender Fülle  
überschütteten sie einander mit den Schätzen ihres  
Geistes, und unter leisem, staunendem Erschauern  
erkannten sie, wie heimisch einer in der Gedankenwelt  
des andern war, wie sie, durch weite Fernen getrennt,  
dieselben Gedankenwege zurückgelegt, aus gleichen  
Gefühlsquellen geschöpft hatten. Und bei dieser  
Erkenntnis bebte es wie ein Hauch von Befangenheit  
über sie hin, und ihre Seelen erzitterten im  
wundersamen Ahnen ihrer Zusammengehörigkeit.

Da traf ihn, mitten in seiner Traumesseligkeit, ein  
dienstliches Telegramm, das ihn an den Sitz seiner  
Tätigkeit berief.

\* \* \*

Am Vormittag des folgenden Tages nahm er  
Abschied. Das Meer lag da in majestätischer

Schönheit, ein riesenhaftes blaues Auge, tief, bezaubernd blau, ein Auge, das aufblickend in die Herrlichkeit des Himmels sich vertieft und sie leuchtend zurückstrahlt . . . Die Sonne stand schon hoch. Die Luft flirrte und flimmerte, schattenlos in blendender Helle schimmerte der weiße Strand. Sie saß in ihrem Korbe, ganz vorn am Wasser, das Gesicht dem Meere zugewandt, auf ihren Knien ein offenes Buch, in dem sie nicht las. Er wußte, wo er sie zu suchen hatte, und fand sie.

Zum Morgengruß reichte er ihr die Rosen, die er mitgebracht, die Rosen, von denen sie wußte, daß es die letzten waren, die sie aus seiner Hand empfing. Sie nahm sie in ihre kalten, zitternden Finger und sah ihn ratlos an. Und in diesem Blicke las er klar das Geständnis ihrer Liebe, das sie ihm in keuscher Unbewußtheit zu Füßen legte. Und deutlich, wie mit Lettern geschrieben, stand darin die Klage: warum macht dein Scheiden mir das Herz so schwer? Warum hat der Sonnenschein deiner Nähe eine so junge, jubelnde Seligkeit in mir wachgeküßt — warum hast du mich dem Glück in die strahlenden Augen sehen lassen, und warum — trotz alledem — warum läßt du mich nun allein?

Mit aller Anstrengung sich meisternd, mühte er sich, eine banale Phrase zu finden. »Auf Wiedersehen,

gnädige Frau, ich werde dem Schicksal die Gunst, Ihnen begegnet zu sein, ewig danken.«

»Nicht so«, hatte sie gebeten. »Wir wollen uns nicht die kleinen, armseligen Worte sagen, wie Menschen sie austauschen, die der Zufall zusammengeführt und wieder scheidet. Wir wollen in Schönheit voneinander gehen, um später mit Andacht an diesen Abschied denken zu können. Später . . .« Ein fröstelnder Schauer kriecht durch ihre Glieder, ihr Blick verschleiert sich, eine große, leuchtende Träne entquillt langsam den seidigen Wimpern . . .

Da bricht seine Leidenschaft hervor. »Komm mit mir, du Süße, Liebe . . . Komm, ich will dich zur Königin machen, mit meiner Liebe will ich dich krönen, keine Fürstin der Erde soll die funkelnde Kostbarkeit ihrer Krone an der (leinen zu messen wagen. Meine Zärtlichkeit soll dich umhüllen wie ein Mantel, so weich, so schmeichelnd, wie nie ein Purpur seine Trägerin umschmiegt . . . Das Glück will ich für dich erbeuten gehen, ich will es zwingen mit der Glut meiner Seele, es erobern mit der Kraft meiner Arme und es dir kniend anbieten, wie ich jetzt mein ganzes Sein dir anbiete auf den Knien.«

Unter dem Schauer seiner Schmeichelworte hatte ein Ahnen nie gekannter Seligkeit sie durchbebt, sie hatte nicht geglaubt, daß es erdenmöglich sei, solche



Wonne zu empfinden. Ein tiefer, zitternder Seufzer hob ihre Brust, voll unendlicher Zärtlichkeit beugte sie sich über ihn. Er hatte aufgehört zu sprechen, weil er in ihren Augen die Erfüllung seiner Wünsche las. Dann barg er den Kopf in ihrem Schoß und hielt den Atem an, da ihre geliebten Hände seine Haare streichelten. Als er aufblickte, fanden sich ihre Lippen zu einem ersten langen Kuß . . .

»Mama, Mama!« ertönte es da mit einem Male hinter dem Strandkorbe in unmittelbarer Nähe. »Mama, komm doch zu mir!« Wie unter einem Schlag war sie zusammengezuckt und langsam, langsam, als müßte sie sich den Gehorsam ihrer Glieder erst gewaltsam erzwingen, erhob sie sich.

»Ich komme.« Wie ein schluchzender Aufschreiklang es aus ihrer Stimme, ein herzerreißendes Lächeln gefror auf ihren Lippen. Sie blickte verwirrt das Kind an, das jubelnd seine Mutter umarmte. Er hatte verstanden. Noch einmal beugte er sich über die kleinen, kalten Hände . . .

\* \* \*

Die zarte, blasse Frau sitzt noch immer am Kamin und träumt. Nie hatte eine Kunde von ihm sie erreicht, ja, sie wußte nicht einmal, wo ihre Gedanken ihn

suchen sollten. So völlig von ihm getrennt, hatte sie gehofft, seiner allmählich zu vergessen. Umsonst! Jeder Sonnenstrahl, der sich an sie heranschmeichelte, jeder süße Mollton, der ihr Ohr traf, jede zarte Duftwelle, die sie umfing, war ihr ein Grüßen von ihm. Sie hatte ihm entsagt, hatte für ihr Kind auf den Besitz seiner Liebe verzichtet, aber diese selbst aus ihrem Herzen zu reißen, das vermochte sie nicht. Sie denkt der einschmeichelnden Melodien des Donauwalzers, jenes unsterblichen Walzers, bei dessen Klängen er sie im Arm gehalten . . . Und sie träumt in der tiefen Stille ihres Gemaches, das Herz voll Tränen, die ihre Augen nicht weinen dürfen, von dem geliebten Idealwesen, das Fleisch und Blut geworden und plötzlich, während sie es streichelte, zu einer Puppe erstarrt war, erstarren mußte und nur noch ein Spielzeug der Erinnerung ist.

Puppentragödie . . .

## ZWISCHENAKT

Ich saß im Theater, auf meinem abonnierten Orchestersitz, Mittelgang, dritte Reihe rechts. Es war Premierenabend, deshalb war auch der Kritiker Fritz Zeiger heute anwesend, nicht weit von mir, Mittelgang, sechste Reihe links.

Fritz Zeiger war seinerzeit mein Schulkollege. Das war vor bald fünfzehn Jahren, als wir gemeinsam im Gymnasium die Schulbank drückten. Unser Klassenvorstand stellte uns beiden kein günstiges Prognostikon und behielt recht mit seiner Voraussage, daß wir es nicht bis zur Matura bringen würden. Fritz Zeiger wurde Journalist und Dichter. Er war in ewiger Geldverlegenheit und beurteilte infolgedessen alle Dinge recht boshaft und pessimistisch. Dies brachte ihn in den Ruf eines klugen Kopfes und Philosophen. Er begoß alles mit ätzender Satire, und da er lieber einen guten Freund als einen guten Witz verlor, zählte er bald zu den gefürchtetsten Theaterkritikern.

Was mich betrifft, so wurde ich — doch das hat mit dieser Geschichte nichts zu tun. Jedenfalls bezeugt der

eingangs erwähnte abonnierte Sitz meine günstigen materiellen Verhältnisse.

Nicht weit von mir saß Fräulein Emmy, die Tochter eines Fabrikanten. Jung, pikant, mit glänzenden schwarzen Augen, aus denen alle Teufelchen sprühten, jede Bewegung, jedes Lächeln voll Grazie. Ich begab mich in der Pause zu ihr, begrüßte sie als alte Bekannte und war bald mit ihr in ein eifriges Gespräch vertieft. Ihr silberhelles Lachen rief rundherum eine anheimelnde Stimmung hervor, die Nachbarn sahen mit freundlichem Blicke das übermütige Mädchen an.

Als das Glockensignal ertönte, begab ich mich zu meinem Platze zurück. Da stand Fritz Zeiger vor mir — Zeiger der Dichter. Wir hatten uns immer begrüßt, aber jahrelang nicht miteinander gesprochen. (Ich hatte ihm nämlich einmal einen größeren Geldbetrag geliehen, den er vergessen hatte, zurückzuzahlen. Von dieser Zeit an verachtete er mich.) Nun drückte er meine Hand, daß sie schmerzte und stieß die Worte hervor: »Wer ist diese entzückende junge Dame?«

»Die? Fräulein Emmy Steinfeld«, sagte ich ruhig.  
»Ihr Vater ist der bekannte Margarinefabrikant.«

»Kennst du sie schon lange?«

»Na ja, so ziemlich. Sie ist übrigens sehr amüsant.«

»Wie kannst du dich unterstehen, in solch einer alltäglichen Tonart von diesem himmlischen Wesen zu reden?« rief Fritz Zeiger mit mühsam unterdrückter Stimme aus. »Diese Augen, dieser Liebreiz, dieses Lachen! Ach, ihr Lachen! Dieses süße, einschmeichelnde, klangvolle Lachen. Unerhört, daß du mit ihr sprechen darfst! Du hast ja keine Ahnung, welch herrliches Mädchen das ist! Ich sehe sie heute zum ersten Male und kann es gar nicht begreifen, daß —«

»Aber, aber,« sagte ich kühl, »beruhige dich. Du schwebst wieder einmal in höheren Sphären. Man merkt, daß du ein Dichter bist.«

Da sieht mich Fritz Zeiger an, mit einem Blick, den ich nie vergessen werde — mit einem Blick, der die ganze Verachtung des Poeten gegen den Prosamenschen zum Ausdruck bringt, die Verachtung des Hungrigen gegen den Satten, des Besitzlosen gegen den Wohlhabenden. Und dieser Blick umfaßt meine ganze Gestalt, er entkleidet mich, er mißt mich von oben bis unten, er dringt durch mich, durch und durch. Fritz Zeiger hat, solange er mir diesen entsetzlichen Blick widmet, die Sprache verloren. Er fährt mit der Hand über seinen Kopf, ein absurder Gedanke scheint ihn zu quälen, denn ein geistesabwesendes Lächeln huscht über seine Züge.

Endlich findet er die Sprache wieder: »Sag' mal, könntest du das Mädchen *heiraten*, wenn du wolltest?«

»Wahrscheinlich«, sagte ich ruhig. »Ich habe natürlich nicht darüber nachgedacht, aber ich glaube wohl, daß ich es ohneweiters könnte.«

Da sieht mich Fritz Zeiger wieder an, aber nicht so wie früher. Nicht mehr mit dem Blick eines Unterlegenen, sondern mit dem Blick eines Märtyrers. Dann zuckt er zusammen, atmet tief auf, wendet sich ab und sagt nur ein Wort:

»Schuft!«

\* \* \*

Fritz Zeiger grüßt mich seit damals nicht mehr. Ich ihn natürlich auch nicht . . .

## VERSCHIEDENE EHRBEGRIFFE

Seit einem Monat war Robert in Johanna verliebt; seit acht Tagen in ihre Schwester Hermine. Nun liebte er beide und war sich eigentlich über die Stärke seiner Gefühle nicht recht klar.

Die beiden Schwestern wohnten zusammen und harmonierten vortrefflich. Doch war Hermine, die Ältere, der jüngeren Johanna in jeder Beziehung überlegen.

Man hätte nicht geglaubt, daß zwischen beiden ein so geringer Altersunterschied bestünde. Hermine war ein blühendes Geschöpf, mit vollen Wangen und voller Büste, mit einem kleinen Stumpfnäschen und ewig lachendem Mündchen, in der Konversation gewandt und schlagfertig, nie um eine Antwort verlegen und stets guter Dinge. Johanna, ein blasses, zartes Wesen, war das gerade Gegenteil hievon; still und bescheiden, fühlte sie sich von Kindheit an zu der energischen Schwester hingezogen, die ihrerseits an der jüngeren mit großer Liebe hing.

Zu Hause gab es noch fünf andere Kinder. Hermine hatte seit kurzem ein »Verhältnis« mit einem

Ingenieur, dem die Wirtschaft daheim nicht sonderlich behagte. Sie folgte seinen Bitten und übersiedelte vom Elternhause in die Wohnung, die ihr der freigebige Verehrer zur Verfügung stellte. Ihren Eltern war es vollkommen recht. Der Vater war Mechaniker und hatte zu kämpfen, um die übrigen hungrigen Mäuler zu stopfen. Noch froher war man zu Hause, als Hermine die Absicht äußerte, Johanna mitzunehmen. »Es ist mir zu langweilig allein,« sagte sie, »Ludwig kommt ja doch nicht jeden Abend zu mir, und so habe ich wenigstens eine Ansprache.«

Die kleine Wohnung bestand aus Zimmer, Kabinett und Küche. »Das Kabinett gehört dir, du kannst darin machen, was du willst«, sagte Hermine großmütig.

Und Johanna machte wirklich, was sie wollte. Eines Tages stellte sie ihrer Schwester einen jungen Mann vor, den sie auf der Straßenbahn kennengelernt hatte. Es war Robert. Er benahm sich sehr gesittet und dezent, sprach über das Wetter und das Theater, über die »Elektrische« und über sein liebeleeres Herz, dankte herzlich für die lebenswürdige Aufnahme und empfahl sich mit dem Versprechen, bald wiederzukommen.

Bei seinem nächsten Besuche war Hermine nicht zu Hause. Johanna sagte, »das mache gar nichts« und führte ihn in ihr Kabinett . . .



— — Seit dieser Zeit kam Robert öfters, allerdings fast immer nur auf kurze Zeit, denn seine gesellschaftlichen Pflichten nahmen ihn sehr in Anspruch. Mit Hermine wechselte er in der Regel nur einige Worte beim Kommen und Gehen.

Da traf es sich vor acht Tagen, daß Johanna nicht zu Hause war und Hermine ihm die Honneurs machte. Sie lud ihn ein, näher zu treten, versicherte ihm, daß Johanna, die Jetzt anfangs, Französisch zu lernen und heute die erste Lektion nehme, unbedingt bald kommen werde, bereitete ihm, während er ihr in der Küche über die Schulter guckte, rasch einen Kaffee, deckte appetitlich den Tisch und plauderte so unbefangen, lieb und herzlich, daß ihm die Stunde wie im Traume verflog. Als Johanna endlich kam, das blasse Gesichtchen gerötet von der Bewegung, aber lange nicht so rot wie das kerngesunde der Schwester, empfand Robert ein leises Unbehagen. Er fühlte zum ersten Male den Unterschied . . . Und als er sich mit Johanna zurückzog und bemerkte, oder wenigstens zu bemerken glaubte, daß Hermine, als sie beiden freundlich zulächelte, hiebei einen Seufzer unterdrückte, schoß eine Blutwelle in sein Antlitz.

\* \* \*

Um die Ruhe des armen Robert war es unwiderruflich geschehen: er liebte Hermine. Sie hatte es ihm angetan mit ihrem silberhellen Lachen, mit ihrem kirschroten Mündchen und mit all ihrer harmlosen Ungezwungenheit, die ihr so entzückend stand. Er lebte im allgemeinen solid und hatte die Mädchen aus der Vorstadt, über die man in den eleganten Salons mit so vornehmer Geringschätzung die Nasen rümpfte, noch nie so recht kennengelernt. Und nun hatte er durch einen glücklichen Zufall die Bekanntschaft eines so herrlichen, liebreizenden Naturkindes gemacht.

Daß Hermine eigentlich nicht frei war, kümmerte ihn wenig. Für die Himmelstürmerei eines vierundzwanzigjährigen Verliebten existieren ja keine Hindernisse . . . Und Johanna? Je nun — sie wird die Geschichte nicht gar so tragisch nehmen. Übrigens braucht sie ja gar nichts davon zu erfahren. So widerlegte er selber alle möglichen Einwendungen; sein Sinnen und Trachten ging nun dahin, eine Aussprache mit Hermine herbeizuführen. Er wartete geduldig eine Woche, bis zur Stunde, da er wußte, daß Johanna wieder zur französischen Lehrerin gegangen war. Befangen klopfte er an die Türe — Hermine, die allein zu Hause war, öffnete. Sie hatte, wie gewöhnlich, wegen der frühen Nachmittagsstunde

noch nicht Toilette gemacht, aber sie sah in der billigen, leichten Bluse und mit dem zerzausten Blondhaar entzückend aus. Als sie lächelnd vor ihm stand, hatte Robert alle die schönen Worte und langen Tiraden vergessen, die er in den letzten acht Tagen eingelernt hatte: er fiel ihr ohne weiteres um den Hals und küßte sie herzlich ab. »Meine Hermine, meine liebe Hermine!«

»Aber, Herr Robert!« rief das überraschte Mädchen. »Was fällt Ihnen ein! Wenn das Johanna wüßte!«

»Ich bin ja eigens deshalb gekommen, weil ich weiß, daß sie nicht hier ist!« rief Robert fröhlich. »Merkst du denn nicht, daß ich nur dich liebe, dich ganz allein! Du liebes, liebes Wesen! Ach, wenn du wüßtest, wie ich mich die ganze Woche hindurch nach dir geseht habe, wie ich Tag und Nacht an dich dachte und kaum die Stunde erwarten konnte, in der ich dich umarmen würde!«

Er wollte Hermine wieder küssen, aber sie, die verwundert zugehört hatte, machte sich energisch los.

»Nein, so was, Herr Robert! Wie Sie nur auf solche Ideen kommen können! Und Sie haben wirklich geglaubt, daß ich — o pfui!«

»Aber Hermine!«

»Herr Robert, hören Sie gut zu: erstens wäre eine Liebelei zwischen uns eine bodenlose Schlechtigkeit

gegen Johanna. Das arme Mädchen hat ja sonst ohnedies nichts in der Welt; und sie hat Sie sehr lieb, viel lieber, als Sie es verdienen. Und dann wäre es eine ebenso große Schlechtigkeit gegen meinen Ludwig, der mich gleichfalls viel lieber hat, als ich es verdiene. Und den sollte ich betrügen — so ohneweiters betrügen, weil mir ein anderer, mit dem ich ein paarmal gesprochen, auch ganz gut gefällt? O pfui! Herr Robert! Wir armen Mädels hier draußen haben auch unsere Moral — wenn wir uns auch nur vom Dompfaff und der Nachtigall trauen lassen. Und diese Moral verbietet es uns ganz entschieden, daß wir, wenn wir jemanden gern haben, mit einem zweiten 36 ein Verhältnis anfangen. Und noch dazu mit einem — hm — wie soll ich es nur sagen — mit einem — Schwager . . . Jawohl, Herr Schwager! Das war sehr, sehr häßlich von Ihnen! Und danken Sie Gott, wenn ich meiner Schwester nichts davon erzähle!«

— — Robert stand still, die Klinke in der Hand. Hermine hatte den Riegel wieder zurückgeschoben. Der Schalk huschte ihr leise über das Angesicht.

»Adieu, Herr Robert, und — brav sein! Kommen Sie in acht Tagen wieder, aber eine Stunde später, wenn Johanna schon zu Hause ist. Und damit Ihnen die Zeit nicht gar zu lang vorkommt, so — da haben

Sie einen Kuß. Und jetzt — brav sein, Herr Schwager!  
Adieu!«

\* \* \*

»Siehst du, Robert,« sagte am nächsten Tage die hübsche, sechsundzwanzigjährige Bankdirektorsgattin zu ihm, als sie sich, wie jeden Donnerstag, um vier Uhr nachmittags in einem eleganten Absteigquartier trafen, »siehst du, ich komme mir manchmal recht schlecht, recht erbärmlich vor, weil ich meinen Mann betrüge. Der Arme liebt mich so blind, so vertrauensselig! Aber dann denke ich mir wieder, ich muß doch Mitleid mir dir haben, Geliebter. Hätte ich dich nicht erhört, so wärest du vielleicht in die Netze einer Choristin, einer Putzmacherin oder sonst einer leichtsinnigen Person gefallen, die dich bei deiner Unerfahrenheit sicherlich ganz ausbeuten würde. Dieses Volk hat ja so gar keine Ehrbegriffe!«

## DIE SEKRETÄRIN

Im Wartezimmer des jungen Bankiers Fritz Dorfinger drängten sich die Leute, Männlein und Weiblein in bunter Reihe. Alles spielte an der Börse und wollte Rücksprache mit dem Bankier nehmen, der als Orakel galt und ach! so wenig wußte. Im alten Griechenland hat es einen Philosophen gegeben, der nicht nur wegen seiner zänkischen Gattin, sondern auch wegen seiner klugen Reden unsterblich wurde. Der pflegte zu sagen: »Ich bin weise, denn ich weiß, daß ich nichts weiß.« Und auch Fritz Dorfinger sagte, wenn er Eingang in sich hielt, was manchmal vorzukommen pflegte: Ich verstehe die Börse, denn ich weiß, daß ich vom Steigen oder Fallen der Kurse nichts verstehe! Das sagte er aber natürlich nur zu sich selbst. Nach außen mußte er — aus Geschäftsinteresse — das Ansehen eines vielerfahrenen Mannes haben, der alles weiß und alles voraussieht.

Während das Wartezimmer sich immer mehr füllte und die Menge kaum fassen konnte, flammte plötzlich oberhalb der Tür, die zu dem Allwissenden führte, eine rote Glühlampe auf. Ein Murmeln ging durch die

Reihen der Wartenden: die rote Glühlampe war das Zeichen, daß jetzt in dem geheiligten Chefzimmer eine wichtige Konferenz stattfand. Brannte sie, dann durfte der alte Diener Ferdinand niemand anmelden; ja, nicht einmal die Tür durfte geöffnet werden, und die Haustelephonistin bekam die Weisung, einstweilen nicht zu verbinden, sondern zu sagen, der Chef sei nicht anwesend.

Während sich die flüsternde Menge in Kombinationen über den Gegenstand der eben stattfindenden Konferenz erging, saß Herr Fritz Dorfinger behaglich auf seinem Sessel, umhüllt von einem weißen Frisiermantel und ließ sich — die Haare schneiden. Er saß in der Mitte des Zimmers, hinter ihm tänzelte der Friseur, vor ihm, am Schreibtisch, saß seine junge Aushilfssekretärin Fräulein Elsa Steiner, die erst vor einigen Tagen für die beurlaubte ständige Sekretärin eingesprungen war. Sie öffnete die Briefe und las ihren Inhalt vor — natürlich nur so weit er für die Ohren des neugierig aufhorchenden Scherenjünglings geeignet war. Das intelligente, kaum achtzehnjährige Mädchen wußte trotz seiner Jugend mit merkwürdigem Instinkt genau, was es zu lesen, was es zu verschweigen hatte; es wußte auch, daß es nur Geschäftsbriefe, die den Namen des Absenders trugen, öffnen durfte und legte jene Briefe, die rosa

oder lila schillerten oder sonstwie ein verdächtiges Aussehen hatten, achtungsvoll und diskret beiseite. Fräulein Steiner wußte, daß sie alle diese Schreiben später doch noch lesen werde; denn ihr Chef war gewöhnt, die Briefe von zarter Hand rasch in die Tasche zu schieben, um sie später, im Laufe des Tages, auf einmal zu lesen. Dann gab er sie mit Ausnahme jener, die er bei der Lektüre zerriß, seiner Sekretärin zum Ablegen und Aufbewahren. So kam es, daß sich Fräulein Steiner in der kurzen Zeit ihrer Tätigkeit durch Einsichtnahme in diese feminine Korrespondenz eine ziemliche Portion Menschenkenntnis, besonders Kenntnis der weiblichen Psyche, aneignen konnte. Denn ein Bankier ist für viele Frauen eine Art Beichtvater, mit dem man offen seine Lage bespricht . . . Und die Gier nach Geld und Luxus verleitet gar manches artige Frauenzimmer, aus sich selber ein wenig herauszugehen und bei diesem Spaziergange den verhüllenden Schleier ein wenig zu lüften . . .

Während Fräulein Steiner die Post vorlas, kühl und geschäftsmäßig, saß Fritz Dorfinger noch immer unter der Schere des Haarkünstlers und merkte gar nicht, daß dieser bereits beim Schnurrbartstutzen hielt. Er sah, wie anmutig und still die Sekretärin ihre Arbeit verrichtete und wunderte sich, daß der Liebreiz ihrer



Bewegungen ihm bis jetzt noch nie aufgefallen war. Sie war mittelgroß, hatte schwarzes Haar und graubraune Augen, die manchmal verräterisch lebhaft blitzten. Alles an ihr war Anmut und Liebreiz. Wenn sie lachte, wies sie zwei Reihen tadelloser Zahnperlen auf; aber Fräulein Steiner lachte selten, trotzdem ihr ganzes Wesen Heiterkeit und Frohsinn ausstrahlte. Sie tat ernst und gemessen ihre Pflicht. Fritz Dorfinger fiel es in diesem Moment ein, daß Fräulein Steiner in seiner Gegenwart eigentlich noch nie recht gelacht hatte, trotzdem er aus dem Wartezimmer schon häufig ihr silberhelles Lachen gehört hatte . . . Und es fiel ihm des weiteren ein, daß er eigentlich gar nichts Näheres über ihre Verhältnisse wußte, außer daß sie bei ihrer Mutter wohnte und noch einen jüngeren Bruder hatte.

Der »Haarkünstler« war fertig geworden und nahm den Frisiermantel ab. Fräulein Steiner stand auf und läutete dem Diener, der die herumliegenden Haare rasch zusammenkehrte. Der Diener verließ ebenso wie der Friseur durch eine Nebentür das Zimmer, damit die draußen Wartenden nichts von ihrer profanen Beschäftigung erfuhren. Der Bankier saß wieder an seinem Schreibtisch, schaltete durch einen Druck auf den Taster das Licht im Vorzimmer aus und sagte zur

Sekretärin: »Lassen Sie die Wartenden der Reihe nach eintreten. Ist was Besonderes darunter?«

Die Sekretärin schürzte ein wenig verächtlich die Lippen. »Es sind fast lauter Damen«, sagte sie. »Immer dasselbe. Jede bittet mich, sie zuerst anzumelden. Jede sagt, sie habe keine Zeit, zu warten, dabei sitzen sie alle stundenlang herum. Übrigens ist heute eine Neue darunter.«

»Eine Neue? Wie sieht sie aus?« fragte Fritz Dorfinger interessiert.

»Hm, wie alle; eine wie die andere. Jede ist bemüht, einen guten Eindruck hervorzubringen. Aber nehmen Sie sich vor der Neuen in acht, sie hat so vielsagende Augen.«

»Wie heißt die Dame eigentlich?« fragte der Bankier. »Und wer hat sie empfohlen?«

»Ihren Namen wollte sie nicht nennen, aber sie kommt mit einer Empfehlung von Dr. Prager.« Die Sekretärin verließ geräuschlos das Zimmer und der Empfang begann . . .

Fritz Dorfinger hatte große Übung im Begrüßen und Verabschieden der Besucher und Besucherinnen, daher dauerte ein Besuch auch selten länger als fünf Minuten. Am meisten erschrak er, wenn eine Dame mit den Worten eintrat: »Ich werde Sie nur zwei Minuten aufhalten, ich bin sehr pressiert« — denn

dann wußte er, daß sich die betreffende Dame auf einen längeren Plausch vorbereitet hatte . . . Direkt in Verzweiflung aber konnte er geraten, wenn eine Dame sich behaglich auf dem Fauteuil, der neben dem Schreibtische stand, niederließ und langsam einen Handschuh abzustreifen begann; dann wußte er, daß sich die Dame auf ein längeres Bleiben einrichtete, und er war darauf gefaßt, daß sich ihm früher oder später die manikürte Hand so nähern würde, daß ihm wohl oder übel nichts anderes übrig bliebe, als einen ritterlichen Kuß darauf zu drücken. Besagten Kuß unterließ er nur dann, wenn er bemerkte, daß sein Gegenüber den Schleier anscheinend unversehens bis zur Mundhöhe hinaufschlug, so daß die Gefahr bestand, aus einem galanten Handkuß könnte ein anderer, noch viel galanterer Kuß entstehen . . . Dann blieb Fritz Dorfinger kühl und gemessen, und wenn sich ihm die Hand etwa zu nahe entgegenstreckte, so pflegte er trocken zu bemerken: »Geben Sie acht, Gnädigste, der Schreibtisch ist voll Tinte!«

Ja, der Schreibtisch! — Solange Fritz am Schreibtisch saß, die Besucherin zwei Schritt weit entfernt an der Kante sitzend, war er sicher; gefährlich war nur der Moment, wenn er aufstand und den Besuch zur Tür geleitete. Da ereignete es sich manchmal, daß junge Damen, besonders solche, deren

Konto momentan ungünstig stand, und die sich deshalb durch einen Börsencoup rasch aus ihrer prekären Lage retten wollten, stehen blieben und ihm aus feuchten Augen brennende Blicke zuwarfen, wobei sie in der Regel vergaßen, ihr Händchen, das sie ihm zum Abschied gegeben, aus seiner großen Hand zurückzunehmen . . . In früheren Jahren, als blutjunger Bankier, war Dorfinger manchmal der Versuchung unterlegen und hatte die Konversation mit einem Kuß beendet, woraus natürlich die Partnerin alle möglichen Konsequenzen ziehen wollte . . . Die Duplizität der Fälle aber hatte abkühlend gewirkt, und so war Dorfinger nach und nach gegen alle weiblichen Abschiedsmanöver abgestumpft worden. Wenigstens glaubte er es.

Heute war der Besuchsandrang besonders stark. Außer den Parteien, die Auskünfte über den Kauf und Verkauf ihrer Papiere verlangten, wimmelte es von Leuten, die mit allerlei Anliegen kamen. Dieser hatte eine Erfindung gemacht und wollte sie finanziert wissen, jener war Direktor eines großen Unternehmens und erbat sich Rat und Hilfe betreffs Vermehrung des Aktienkapitals, ein Dritter verlangte Protektion zur Erlangung einer Stellung, ein Vierter brachte eine politische Information, der er selbst

ungeheuren Wert beilegte und die in Wirklichkeit eine Seifenblase war. Und so fort . . .

»Guten Tag, Herr Dorfinger«, sagte eine klangvolle Stimme, die einer jungen, schlanken Dame gehörte, welche eben ins Zimmer getreten war. »Ich bringe Grüße von Herrn Doktor Prager mit — und einen Brief!«

Die junge Dame, eine entzückende Blondine, deren helles Kostüm sie ungemein vorteilhaft kleidete, trat näher und legte einen Brief auf den Schreibtisch.

»Darf ich Sie bitten, Platz zu nehmen, Gnädigste?« sagte Dorfinger liebenswürdig und wies auf den gepolsterten Sessel, der neben seinem Schreibtisch stand. Er warf einen flüchtigen Blick auf die liebreizende Erscheinung, dann öffnete er den Brief. Während er las, mußte er lächeln — als er geendet hatte, lachte er laut auf. Da er bemerkte, daß die schöne Besucherin ihn fragend ansah, wurde er wieder ernst.

»Verzeihung, Gnädigste«, sagte er etwas betreten. »Frau Maria Engel, nicht wahr?«

Die Dame nickte.

»Mein Freund schreibt mir, ich solle mich Ihrer annehmen, gnädige Frau. Sie waren bis zu Ihrer Verheiratung Schauspielerin, haben sich vor kurzem scheiden lassen und wollen wieder zur Bühne zurück.

Und ich soll Ihnen dabei behilflich sein. Darüber mußte ich lachen. — Ich bin doch, um Himmels willen, kein Theaterdirektor!«

»Aber Sie kennen einige Direktoren, das ist noch besser«, sagte die junge Dame und lächelte verführerisch. »Wen kennen Sie denn nicht, \*Herr Dorfinger? Ich weiß, daß Sie das Vermögen des Direktors des Stadttheaters verwalten — auch der Direktor der Kammerspiele zählt zu Ihren Klienten, gar nicht zu reden von den vielfachen Fäden, die Sie auch sonst mit dem Theater und der Literatur verbinden . . . Sagen Sie, daß Sie sich meiner annehmen wollen, und ich bin geborgen.«

Sie reichte ihm über den Tisch hinweg die behandschuhte Rechte. Er schlug nach kurzem Überlegen ein. »Einverstanden!«

Da trat der Diener ein und wollte eine Karte überbringen. »Soll warten!« rief Dorfinger ungeduldig, ohne die Karte in Empfang zu nehmen. »Lassen Sie mich jetzt in Ruhe!«

Der Diener ging bestürzt hinaus, der Bankier drückte auf den Taster. »Jetzt brennt draußen die rote Glühlampe,« sagte er heiter, »jetzt sind wir ungestört. Und nun erzählen Sie mir, woher Sie meinen Freund Prager kennen, und warum er sich gar so sehr Ihrer annimmt.«

Die junge Dame sah ihn belustigt an. »Was müssen sich die Leute im Wartezimmer denken?« sagte sie. »Na, mir kann's recht sein. Ich bin ja so glücklich, daß Sie ein Teilchen Ihrer kostbaren Zeit mir widmen wollen. Woher ich Ihren Freund kenne? Sehr einfach — er ist der Rechtsanwalt, der meine Scheidung betreibt.«

»Mir fällt die Wärme seines Empfehlungsschreibens auf«, sagte Dorfinger. »Nimmt Doktor Prager nur geschäftliches Interesse an Ihnen oder . . . «Er liebt mich«, sagte Frau Maria einfach. Es entstand eine kleine Pause. Dann sah die Schauspielerin den Bankier mit vollem, warmem Blick tief an und sagte:

»Er liebt mich wahnsinnig, über alle Maßen. Ich kenne ihn erst seit kurzem. Ich wollte bei meinem Scheidungsprozeß keinen Anwalt aus meinem Bekanntenkreis haben. Ich hatte mit neunzehn Jahren geheiratet, nachdem ich vorher ein Jahr Schauspielerin war. Jetzt bin ich kaum einundzwanzig — also noch jung genug, die Welt zu erobern. Und darum will und muß ich zur Bühne zurück!«

»Wie das?« meinte Dorfinger. »Und Doktor Prager? Will er Sie nicht nach erfolgter Scheidung heiraten? Sie sagten, er liebe Sie so!«

Frau Maria lachte. »Er rechnet natürlich auf eine Heirat. Aber ich denke nicht daran. Mir geht die Kunst über alles, das habe ich in den zwei Jahren meiner Gefangenschaft allzuoft empfunden. Sie wollen wissen, warum Ihnen Doktor Prager so warm geschrieben hat? Ich habe ihm zugesagt, ihn an dem Tage zu erhören, an dem ich ein Engagement erhalte. Und nun setzt er alle Hoffnung auf Sie — da haben Sie des Rätsels Lösung!«

Fritz Dorfinger zog langsam die Unterlippe ein. »Lieben Sie meinen Freund?«

Die junge Schauspielerin stand auf und sah nachdenklich beiseite — ins Leere. Dann sagte sie leise: »Lieben — nein. Er ist mir nicht unsympathisch, das ist alles. Aber mein Gott — wie sagt doch ein polnisches Sprichwort: ›Wenn man nicht haben kann, was man liebt, muß man lieben, was man hat!‹ Ich habe an ihm einen treuen Freund, der für mich durchs Feuer gehen würde — warum soll ich nicht lieb zu ihm sein?«

»Und er — weiß er es, daß Sie aus Berechnung — —«

»Um des Himmels willen, wo denken Sie hin! Er darf es auch nie erfahren, er glaubt, daß ich ihm dieselben Gefühle entgegenbringe, die er für mich empfindet. Aber ich weiß nicht, warum ich Ihnen all



das gesagt habe — es ist mir unerklärlich. Mein Gott — ich rechne darauf, daß Sie ein Gentleman sind und mich nicht verraten werden — gelt?«

Frau Maria sprach das letzte Wort so treuherzig aus, daß Fritz nicht umhin konnte, ihr sanft die Wange zu streicheln. Sie zitterte noch und konnte vor Erregung kaum sprechen. Da beugte sich der große Mann nieder und küßte die kleine Frau auf die Stirn. Und da schlang auch schon die Verführerin die Arme um den Nacken des großen Mannes und küßte ihn auf den Mund. Und sie merkten es beide nicht, daß die Tür aufgegangen war, und daß die Sekretärin mitten im Zimmer stand . . .

Fräulein Steiner räusperte sich vernehmlich; im Nu war Frau Maria aus den Armen des Bankiers geglitten.

»Verzeihung, Herr Chef«, sagte die Sekretärin kühl und geschäftsmäßig. »Sie haben vergessen, daß Sie in zehn Minuten bei einer Sitzung in der Creditanstalt sein müssen. Ich wollte Sie nur daran erinnern.«

»Gut, gut, ich danke Ihnen. Übrigens — erlauben Sie, Fräulein Steiner, daß ich Sie mit meiner Cousine, Frau Maria Engel, bekanntmache. — Also auf Wiedersehen, Maria, ich hoffe, dich bald zu sehen!«

Frau Maria ging. Ging heiter und fast ohne Verlegenheit. Sie war eine gute Schauspielerin . . .

Als sie die Tür hinter sich geschlossen hatte, ging drinnen das Unwetter los. »Was erlauben Sie sich, Fräulein Steiner?« rief zornbeugend der Chef. »Sie sind gekündigt. Wie konnten Sie es wagen, einzutreten, während die rote Glühlampe . . .«

Er kam nicht weiter. Die Sekretärin war auf einen Sessel gesunken und schluchzte herzerreißend. Sie hatte das Gesicht mit einem Taschentuch bedeckt, um die Tränen zu trocknen. »Das ist es ja eben,« stöhnte sie, »weil die Glühlampe aufgeflammt war, wollte mir das Herz beinahe brechen. Ich war von einer mir selbst unerklärlichen Unruhe befallen. Die Dame hatte längere Zeit in meinem Zimmer gewartet, und sie fiel mir auf, weil sie sich in so merkwürdiger Weise vor dem Spiegel herrichtete. Sie schminkte sich mit einem Lippenstift, sie arrangierte die Stirnlöckchen, sie probierte mehrere Augenaufschläge . . . Schließlich schlug sie ein Bein über das andere und gab genau acht, daß man nur genug von der Wade zu sehen bekam. Und dann . . .«

Die Sekretärin stockte.

»Nun?« fragte Herr Dorfinger.

»Und dann fragte sie mich ganz unverblümt, ob Sie eine Freundin hätten, und wie Sie im allgemeinen zur Kunst, will heißen zu den Künstlerinnen, stünden. Ehe

ich ihr antworten konnte, kam an sie die Reihe des Eintretens.

Und da überfiel mich plötzlich eine namenlose Angst«

»Angst? Wovor?«

»Daß Sie dem Frauenzimmer hereinfallen könnten! Sie sah ja so raffiniert aus und dabei so appetitlich. Ich war durchdrungen von dem Gedanken, daß sie es darauf anlegen würde, von Ihnen geküßt zu werden. Und diesen Gedanken konnte ich nicht ertragen, ich hielt es einfach nicht länger aus . . . Als das rote Licht aufflammte, da . . . ich konnte an nichts anderes mehr denken als an das, was sich in Ihrem Zimmer jetzt vielleicht abspielte. Ich kämpfte einige Minuten mit mir, so lange, bis ich unterlag. Und dann — dann klinkte ich eben die Tür auf . . .«

Fräulein Elsa konnte nicht weitersprechen. Wieder schluchzte sie in ihr Taschentuch, dann ging das Schluchzen in ein stilles Weinen über. Der Bankier, dessen Unmut schon verflogen war, sah lächelnd das verwirrte Mädchen an und ein leises Glücksgefühl stieg in ihm auf. Er empfand auf einmal inmitten des prosaischen Bureauzimmers so etwas wie Poesie . . . und plötzlich wurde ihm der Unterschied zwischen den kalten, berechnenden Besucherinnen und dem fassungslosen Mädchen klar. Und als Elsa, da ihr Chef

nichts sagte, angstvoll die Augen hob, da blickte sie in ein gütiges Gesicht, das sie freundlich anlächelte. Nun faßte auch sie neuen Mut und lächelte gleichfalls. Und der Chef beugte sich zu der Sekretärin nieder, küßte sie auf die Stirn und sagte: »Ich habe Ihnen gekündigt, Fräulein Elsa, und aus Gründen der Disziplin muß es dabei bleiben. Ja, ich möchte sogar, daß Sie schon morgen austreten . . . Aber ich lade Sie ein, heute mit mir im Volksgarten zu soupieren, damit wir gemeinsam darüber beraten, wie Sie Ihr zukünftiges Leben einrichten werden.«

Und da geschah es, daß die junge Sekretärin auf einmal jeden Respekt vor ihrem nahezu doppelt so alten Chef verlor und glücklich lächelnd die Arme um seinen Hals schlang . . .

## HUNDEGESCHICHTEN

Wer kein Tierfreund ist, der braucht die folgenden paar Seiten nicht zu lesen; er wird sie entweder nicht begreifen können oder sich ärgern. Beides ist unangenehm und peinlich — das erstere für den Autor, das letztere für den Leser.

Ich besitze fünf Hündchen, die alle derselben englischen Rasse angehören: Yorkshire Terriers. In Wien, wo diese Rasse — und auch der Name — ziemlich fremd ist, helfen sich die gemütlichen Leute und sagen: Seidenpinscherl. Das ist natürlich eine offensichtliche Beleidigung, denn die Yorkshire Terriers sind ein gar edles Geschlecht und in ihrem Heimatland hoch angesehen; sie unterhalten in den größeren Städten Albions sogar eigene Klubs, die Yorkshire Terriersklubs, wohin sie ihre Besitzer entsenden, deren Klubgespräche sich hauptsächlich um die Qualitäten ihrer Lieblinge drehen. Vor Jahren machte ich in einer Gesellschaft die Bekanntschaft des Sekretärs des Londoner Yorkshire Terriersklubs. Auch wir sprachen — neben dem unvermeidlichen Thema über das Wetter, das ein richtiger Engländer nie zu

erwähnen vergißt — von nichts anderem, als von den Schönheiten und Eigenheiten der Rasse.

Ein richtiger Yorkshire Terrier ist klein, schlank, zart und in der Regel zweifarbig, da Kopf und Brust beige, das Hintergestell stahlgrau ist. Er hat einen runden Kopf mit fledermausartigen, oft mit Büscheln versehenen Ohren und ist langhaarig. Lange seidige Haare überall, am ganzen Körper; vom Bauche hängen sie fast bis zur Erde hinab, von der Stirne fallen sie über die Augen, so daß hiedurch — sollte man meinen — die Sehkraft beeinträchtigt wird. Dem ist aber nicht so, sondern die Natur weiß genau, was sie will. Hat man etwa Mitleid mit dem Tierchen und schneidet die Kopfhare weg, so entsteht binnen kurzem eine Augenentzündung, die erst verschwindet, wenn die Haare wieder nachwachsen und den natürlichen Schutz der großen, dunklen, runden Kirschenaugen bilden. Diese sind von ungewöhnlicher Lebhaftigkeit und der sichtbare Ausdruck der hohen Intelligenz, die in dem kleinen Köpfchen wohnt, das kaum größer ist als die Faust eines einjährigen Kindes.

Der älteste der fünf Hunde und zugleich der schönste und klügste heißt »Beauty« (sprich »Bjutti«) und ist mein besonderer Liebling. Ich habe ihn vor zwölf Jahren aus London mit herübergebracht, als er einige Monate alt war, und ihn »Beauty« genannt,

»die Schönheit«, trotzdem er ein Männchen ist und kein Weibchen. Es kommt manchmal vor, daß sich Leute darüber wundern, weil sie noch an das Vorurteil des schöneren Geschlechtes glauben; dann verweise ich in der Regel auf Schopenhauer, der es nicht begreifen konnte, wie jemand das »engbrüstige, schmalhüftige, kurzbeinige Geschlecht« das schöne nennen konnte. Nein, Beauty ist ein ganzer Mann und deshalb schön. Er hat ein seelenvolles, treues Auge, die schönsten Ohrenbüschel, den proportioniertesten Körper . . . Er ist klug, wachsam und von unerhörter Treue. Es fehlt ihm etwas, wenn ich nicht bei ihm bin, und er jubelt minutenlang, wenn ich wiederkomme; da erfüllt er mit seinem Freudengebelle das ganze Haus, und es nützt nichts: ich muß mich niederbeugen, ihn zu mir aufheben und ihm versichern, daß er mein treues Hunderl ist, und daß ich sein gutes Herrl bin — früher ist er mit keinem Mittel zur Ruhe zu bringen. Am schönsten sind aber die morgendlichen Konversationen mit ihm. Er schläft natürlich in meinem Bette und verhält sich mäuschenstill; wache ich jedoch auf und beginne mich zu räkeln, da spaziert er langsam vom Fußende des Bettes zu mir hinauf, stößt seine Nase an meine Hände, was einer Aufforderung gleichkommt, ihn zu streicheln, und legt sich auf den Rücken. Es vergehen einige Minuten

stiller Zärtlichkeit; dann fängt er leise zu bellen an, offenbar will er mir die Ereignisse des Vortages mitteilen. Was bleibt mir übrig, als ihm meinerseits meine Erlebnisse zu erzählen? So berichte ich ihm dann, natürlich nur in Schlagworten, was ich tagsvorher getrieben, was ich Gutes und Schlimmes erfahren, leider meistens Schlimmes — und daß ich da und dort gestern einen Hund gesehen, der viel braver war als er, und so weiter, was man eben einem Hunde um sechs Uhr morgens erzählen kann . . . Breche ich die Konversation ab, was er daran merkt, daß ich ein Buch zur Hand nehme und lese, dann kehrt er, ohne beleidigt zu sein, auf sein Plätzchen zu meinen Füßen zurück und schläft weiter.

Beauty hätte das schönste Leben führen können und wäre weiter unumschränkter Herr im Hause geblieben — es ist wohl überflüssig, zu erwähnen, daß sich zu Hause alles um ihn drehte — wenn nicht plötzlich das weibliche Element in Gestalt eines Hündchens namens »Little Princess« erschienen wäre, das mir, beziehungsweise meiner Gattin von einem Londoner Freunde gleichzeitig mit zwei andern Yorkshire Terriers, einem Ehepaare namens »Billy« und »Queen«, als Geschenk übergeben wurde. Der Engländer — Gardener Sinclair ist sein Name, und er ist Managing director der Edinburger Weltfirma



Dobson, Moll u. Co. — kam nach dem Zusammenbruche nach Wien und lernte Beauty kennen und lieben. Als er hörte, daß Beauty, der vor dem Kriege nach Wien gekommen war, schon so viele Jahre von seinen Landsmänninnen abgeschnitten war, verwünschte er den Krieg und telegraphierte sofort seinem Sekretär, er möge ein Weibchen kaufen und nach Wien bringen. Dann fiel ihm ein, daß sich das Ehepaar vielleicht langweilen könnte, und er telegraphierte nach, noch ein Yorkshirreehepaar nach Wien zu bringen. Drei Tage später tauchten die drei Hündchen auf, die von meiner Gattin jubelnd in Empfang genommen wurden. Es waren drei reizende Tierchen, zwei Weibchen namens »Little Princess« und »Queen« und ein Männchen namens »Billy«. Als sie zum erstenmal in unser Heim kamen, war Beauty maßlos erstaunt. Zuerst tat er, was jeder andere Hund in seiner Lage getan hätte: er bellte, bellte lange und fragend. Dann beschnupperte er die beiden Weibchen und entschied sich nach kurzem Überlegen für die blonde, etwas üppige Princess, da die zarte Queen einen offenbar zu nervösen Eindruck auf ihn machte. Die kleine Prinzessin ihrerseits schmiegte sich, froh, in der Fremde einen Landsmann gefunden zu haben, sofort zärtlich an ihren Bräutigam an.

Es dauerte einige Zeit, bis sich der Wiener Haushalt an die neuen Ankömmlinge gewöhnte; nach und nach aber wurde alles auf die vier Hundetiere eingestellt und unsere Lebensweise den Tieren angepaßt. Queen, ein zartes, liebes Weibchen, das weniger als dreiviertel Kilogramm wiegt, hatte sich bald an sein neues Frauerl attachiert — aber noch mehr sein Frauerl an das liebe Tierchen. Bald waren beide unzertrennlich und sind es bis heute geblieben. Ich komme bei dem Hündchen entschieden erst in zweiter Reihe; ich fürchte, auch beim Frauerl — aber das darf ich nur andeuten, nicht aussprechen.

Billy, der Ehegatte, kommt bei der kleinen Queen erst in dritter Reihe — ganz zuletzt. Auch das soll bei den Menschen manchmal vorkommen . . . Sie würdigt ihn monatelang keines Blickes; nur im Frühling und Herbst erinnert sie sich für kurze Zeit, daß sie einen Mann hat — natürlich nicht, wie es bei den Menschen manchmal der Fall ist, wegen der Toilettenrechnungen . . . Und Billy, das Dummerl, der mit Unrecht den Namen Shakespeares trägt, vergißt in diesen Wochen die monatelang erfahrene Unbill und wirbt von neuem um ihre Liebe . . .

Kindersegen blieb den beiden Hundeehepaaren lange Zeit versagt. Die Männchen waren zur gegebenen Zeit wohl eifrig hinterher, auch die

Weibchen zeigten sich im allgemeinen nicht besonders spröde — nur Queen, die Schamhafte, versteckte sich häufig unter dem Kasten, ließ sich aber dort willig finden — und trotzdem: es wollte ihnen kein Wurf gelingen . . . Ich zog einen erfahrenen Tierarzt, Herrn Dr. Karl Witzmann, zu Rate. Dieser meinte, die Tierchen seien zu ungeschickt, und riet dazu, eine künstliche Befruchtung vorzunehmen. Er experimentierte gleich darauf los. Wenige Wochen später war es offensichtlich, daß die Bemühungen des Arztes Erfolg hatten: Princess sah einem freudigen Ereignis entgegen . . . Leider starb Dr. Witzmann eines plötzlichen Todes, noch bevor die jungen Hunde das Licht dieser Erdenwelt erblickten. Sein Lehrer, Professor Karl Keller, der Leiter der Tierärztlichen Hochschule in Wien, setzte die Behandlung fort und mußte an der kleinen Hündin, als ihre schwere Stunde nahte, den Kaiserschnitt vornehmen, um ihr Leben zu retten. Princess überstand die schwere Operation glänzend. Von den drei daumengroßen Hündchen, die sie geworfen, blieb aber nur eines, just das zarteste, am Leben, das sie mit großer Liebe und Sorgfalt selbst nährte. Es war ein putziges Ding, lebhaft und wild wie eine richtige Alraune, und so gar nicht aufs Gehorchen eingerichtet. Sie bekam zwar den hübschen englischen Namen »Gladys« zugewiesen, da sie aber viele

Monate lang winzig klein war, hörte sie eigentlich mehr auf den ihr von der Dienerschaft verliehenen Namen »Dreckerl«. Erst als sie ins heiratsfähige Alter kam und die Gefahr bestand, daß sich etwaige Freier an ihrem nicht salonfähigen Namen stoßen könnten, wurde ihr endgültig der Name »Gladys« zuteil, auf den sie gern hört. Sie tollt trotz ihrer zwei Jahre immer noch vergnügt und lustig den ganzen Tag umher, und ich glaube, von allen mir bekannten Lebewesen beherzigt nur die Alraune Gladys das herrliche Goethesche Wort:

Weißt du, worin der Spaß des Lebens liegt?  
Sei lustig! Kannst du's nicht, so sei vergnügt!

So leben denn die fünf Hündchen in unserem Hause mit. Jedes ein Charakter, jedes eine Individualität, jedes voll Anhänglichkeit, Dankbarkeit und Treue. Wir haben viel Freude mit den kleinen Hausgenossen; nur ein einziges Mal hatte uns die kleine Queen argen Kummer bereitet, das war, als sie sich unglücklicherweise einmal verlaufen hatte. Sie war zwei bange Tage vom Hause abwesend, dann wurde sie uns wieder gebracht, dank der enormen Publizität, die ich dem Ereignisse durch die Zeitungen gegeben. Damals lernte ich die wohltätige Macht der Presse

kennen, und der Umstand, daß ich die wiedererhaltene Queen ihrer verzweifelnden Herrin zurückstellen konnte, hat mich ein- für allemal mit dem Zeitungswesen ausgesöhnt . . .

Übrigens — ganz im Ernste gesprochen: wirkt der Umgang mit Hunden nicht überhaupt versöhnend auf das Gemüt? Wer Hunde liebt, der kann kein grundslechter Mensch sein, und wer Hunde haßt, der kann nicht herzensgut sein, auch wenn er noch so übertünchte Manieren hat. Nein, da lobe ich mir Leute, die Hundefreunde sind; die können wahrhaft lachen, wahrhaft empfinden, wahrhaft vergnügt sein. Und die werden es vielleicht auch begreifen, warum ich der Öffentlichkeit so viel von meinen Hunden erzähle . . .

# HÜHNERHOF-GESCHICHTEN

*Nicht übernommen wegen fehlender Seiten in der  
Vorlage*

## **DIE DAME MIT DEN GALLENSTEINEN**

Die kleine, aus lauter guten Freunden bestehende Tafelrunde war in animierter Stimmung. Man traf sich immer des Abends in einem gemütlichen kleinen Zimmer eines Kaffeehauses. Die einen kamen nach dem Theater, die anderen aus irgendeiner Gesellschaft, wie es sich gerade traf, manchmal früher, manchmal später. Die Stammgäste, meist eingefleischte Junggesellen, eilten aus dem Restaurant schon zeitlich zu ihrem Versammlungsort, um dort zu rauchen, zu trinken, zu schimpfen und die Ereignisse der Zeit und des Tages Revue passieren zu lassen.

Heute sah man lauter fröhliche Gesichter. Am lustigsten war Freund Max, ganz im Gegensatze zu seinem im allgemeinen recht ernsten Charakter. Wir wollten den Grund seiner frohen Stimmung wissen. Nach kurzer Überlegung, während der es wiederholt maliziös in seinen Mundwinkeln zuckte, so, als ob ihm eine Rückerinnerung Spaß bereite, sagte er: »Ich bin heute so vergnügt, weil ich von einem Diner komme, wo ich eine Frau traf, die vor Jahren, ohne es

zu wissen, eine Rolle in meinem Leben gespielt hat. Da ihr darauf besteht, will ich euch die Geschichte erzählen.«

»Es war im Jahre 1915, im zweiten Kriegsjahre,« begann er, »daß ich mich um einen sommerlichen Aufenthalt in der nächsten Umgebung Wiens umsah. Ich durfte die Stadt nicht verlassen, da ich in einem der Kriegsämter Dienst machte; andererseits wollte ich die Abende auf dem Lande verbringen, weil ich in der Regel schon um vier Uhr nachmittags frei war und den dunstigen Straßen entfliehen wollte. Da las ich in der Zeitung, daß der uralte Besitz ›Himmelhof‹ in Ober-St.-Veit, der seinerzeit Jagdschlößchen der Kaiserin Maria Theresia und später Meierei war, in ein modernes Hotel verwandelt worden war. Ich fuhr hinaus, und sah mir die Sache an. Von der Endstation der Elektrischen brachte mich ein Omnibus in fünfzehn Minuten zu der herrlich gelegenen Gartenterrasse des Hotels, von der man eine prachtvolle Aussicht auf das westliche Wien genießt. Unten liegt Ober-St.-Veit, weiter rückwärts Hütteldorf, von wo aus der Wienerwald über den Predigtstuhl und die Bieglerhütte nach Dornbach und Neuwaldegg führt. Links vom ›Himmelhof‹ geht eine Straße nach dem berühmten Mekka der Wiener Heurigentrinker, dem ›Stock im Weg‹, das mitten im Walde liegt. Dort



gibt es keine Musik und keine Sänger, wie in den meisten anderen Weinschänken, sondern nur stille Zecher, die entweder andächtig in ihr Glas oder lustig zwinkernd in die Augen ihrer Tischgenossen schauen . . . Sozusagen Glas an Glas sitzen die Leutchen da, entweder im gemütlichen Hause, das gleichfalls einmal Jagdschloß gewesen, oder in dem schönen Garten, der rundum von einem Fichtenwalde eingesäumt ist. Auf der anderen Seite, rechts vom ›Himmelhof‹, führt durch den Garten ein Pfad direkt bis zur Mauer des Lainzer Tiergartens. Auf dem Wege dahin gibt es Volksbelustigungen aller Art, wie sie nur in Wien möglich sind: eine Hutschen, ein Ringelspiel, eine Schießstätte und, was für die Kinder wohl das wichtigste ist, einen Watschenmann, dem man für ein Nickelstück eine Ohrfeige herunterhauen kann, wobei es jedem freisteht, sich hinter dem frech grinsenden Gesicht des Ausgestopften eine beliebige lebende Persönlichkeit zu denken.

Ich war entzückt von dem Lokalaussehen und mietete für die Sommermonate ein bescheidenes, aber nett eingerichtetes Zimmer.

\* \* \*

Die Gesellschaft war, mit wenigen Ausnahmen, recht nett und unterhaltungslustig. Die Hotelbesucher kannten sich alle untereinander und bildeten eine große Familie. Neuen Gästen diente der erste Regentag, an dem alle dichtgedrängt im Konversationszimmer saßen, um bekannt zu werden. Jeder war froh, eine Ansprache zu finden; man saß beisammen und plauderte, oder flirtete, oder spielte Karten, oder musizierte. Die jungen Herren erzählten von ihren Tennistriumphen, die jungen Mädchen hörten kichernd zu. Alles war zufrieden.

Trotzdem ich die meisten mehr oder minder kannte, verkehrte ich naturgemäß nur mit wenigen. Ich schloß bald Freundschaft mit einigen Familien, an deren Tischen ich abwechselnd speiste. Am meisten war ich in Gesellschaft eines hofrätlichen Ehepaares. Er war ein gemütliches Haus von burschikosem Wesen, sie eine feine, zurückhaltende und sittenstrenge Dame, in deren Gegenwart man jedes Wort auf die Wagschale legen mußte. Sie waren zwar beide schon über die Sechzig, aber das sonst recht monotone Leben der alten Leute wurde von einer entzückenden mutterlosen Enkelin namens Gretel verschönert. Ihr Vater stand an der Front, deshalb verbrachte sie den Sommer bei ihren Großeltern.

Ich will es kurz machen: Es dauerte nicht lange, und ich hatte mein Herz an die schöne Grete verloren. Sie war ein liebes Ding mit einem kleinen Stumpfnäschen und sehr romantisch veranlagt. Ihre lustigen Äuglein blickten recht unternehmungsfreudig in die Welt. Ich hatte es bald heraus, daß hinter den gekrausten Stirnlöckchen allerlei krause Gedanken wohnten. Ich wachte mit dem Gedanken an Grete auf, freute mich des angebrochenen Tages, sah beim Fortgehen nach ihrem Fenster und strahlte vor Glück, wenn sie mir mit der Hand zum Abschied winkte. Tagsüber dachte ich nur an sie, wenn ich über die Akten gebeugt war; winkte die Stunde des Bureauschlusses, so geriet ich in rosenrote Stimmung und eilte zur Elektrischen, mir kaum die Zeit nehmend, Blumen und Bonbons für das holde Kind zu kaufen. Ich war selig, als ich bemerkte, daß meine stürmische Bewerbung auf guten Boden gefallen war; in einer Dämmerstunde, in einer lauschigen Ecke des großen Parkes, tauschten wir die ersten Küsse. Gretel war noch jung, angeblich kaum sechzehn, und ihre Großeltern, besonders die Großmama, die stets korrekte und ungemein würdevolle Frau Hofrat Steininger, sehr streng. An eine Verlobung war einstweilen nicht zu denken. Es hieß also warten. Aber die Wartezeit verging uns sehr angenehm. Grete und ich hatten uns ungemein viel zu

sagen, und wir suchten häufig den Park auf, dessen lauschige Plätzchen sich ausgezeichnet für derlei Zwiegespräche eigneten. Besonders wenn es dunkelte ...

\* \* \*

Unter den Gästen des Hotels, die sich fast ausschließlich aus Wienern zusammensetzten, gab es viele Ehepaare, von denen die Gatten tagsüber in der Stadt beschäftigt waren und erst am Abend auftauchten. Oder es gab halbe Ehepaare, das heißt Männer, deren Gattinnen mit den Kindern in einer entfernten Sommerfrische weilten, oder Frauen, deren Männer irgendwo draußen an der Front standen. Zu der letzten Kategorie gehörte Frau Lolly, eine entzückend 86 schöne Blondine mit warmen blauen Augen, deren Gatten man den ganzen Sommer nicht zu Gesicht bekam, da er, wie sie sagte, als Oberleutnant in Wolhynien für das Vaterland kämpfte. Er sandte ab und zu direkte Nachrichten, und Frau Lolly verabsäumte dann nie, Bruchstücke aus den Feldpostbriefen den Bewohnern des Himmelhofes vorzulesen. Manchmal erhielt sie aber auch indirekte Nachrichten, denn etwa alle vierzehn Tage tauchte ein Hauptmann auf, der gewöhnlich abends am

›Himmelhof‹ erschien. Dann war Frau Lolly stets in entzückender Laune — selbstverständlich nur, weil sie Botschaft von ihrem Gatten aus Wolhynien bekam. Die bösen Zungen, deren es am ›Himmelhofe‹ nicht wenige gab, behaupteten natürlich, daß Frau Lolly mehr Interesse für den anwesenden Hauptmann als für den abwesenden Oberleutnant bezeuge . . . Und dieselben bösen Zungen besprachen auch die allerdings ziemlich auffällige Tatsache, daß Frau Lolly, die den Offizier immer nur in der Halle oder auf der Terrasse empfing, jedesmal pünktlich tags darauf zeitlich am Vormittage in die Stadt hineinfuhr. Sie leide an Gallensteinen, erklärte sie dann mit tränenumflorter Stimme, sie halte es vor rasenden Schmerzen kaum mehr aus und müsse zum Arzt, damit er ihr irgendwie Linderung verschaffe. In der Regel kam sie in diesem Falle freilich erst am nächsten Tage wieder auf den ›Himmelhof‹ zurück. Die Schmerzen seien so groß gewesen, erzählte sie, daß sie unmöglich die immerhin beschwerliche Reise nach dem Hotel hätte unternehmen können, sondern es vorgezogen habe, in der Stadtwohnung zu übernachten. Als sich diese Episode das erste Mal ereignete, fiel sie natürlich niemand auf, das zweite Mal wurde man stutzig und fing an, über die Sache zu reden. Aber als Frau Lolly, nachdem sich der

Hauptmann zum dritten Mal empfahl, mit leidender Miene wieder ein unerträgliches Stechen in ihren Eingeweiden konstatierte, wußte man sofort, daß sie am nächsten Tage gezwungen sein werde, ihren Arzt in der Stadt aufzusuchen . . .

Der Sommer ging zu Ende, die Tage wurden kürzer, die Abende länger. Man konnte nur mehr an besonders schönen Tagen auf der langgestreckten Terrasse sitzen, von der aus man den herrlichsten Rundblick auf die Hügel hat, die das Weichbild von Wien in so einzig schöner Weise umsäumen. Ich nahm das Abendessen regelmäßig am Tisch des hofrätlichen Ehepaares, wobei ich so saß, daß ich der kleinen Gretel bequem in die schelmischen Äuglein sehen konnte. Wir waren uns in den letzten Wochen bedenklich nähergekommen, wozu auch der Umstand viel beitrug, daß das Hotel sich langsam leerte, so daß wir Gelegenheit fanden, öfters im Parke fast allein zu sein. Dem keuschen ersten Kusse folgten bald andere, vielsagendere, zumal es ja bei uns feststand, daß ich bei nächster Gelegenheit um ihre Hand anhalten werde. Aber, wie es in dem schönen Satze heißt: »Erstens kommt es anders, zweitens, als man denkt.«

Eines Abends saßen wir — es regnete draußen — im gemütlichen Speisesaal des Hotels und waren nahe zusammengerückt. An unserem Tische hatte noch die

Frau eines Bankdirektors Platz genommen. Sie hatte, wie man zu sagen pflegt, ›Haare auf den Zähnen‹, weshalb jeder trachtete, sich mit ihr auf einen möglichst guten Fuß zu stellen.

›Wo ist denn heute unsere schöne Frau Lolly?‹ fragte plötzlich die Frau Hof rat.

›Sie ist in die Stadt gefahren‹, sagte die Bankdirektorsgattin und sah mich mit verständnisvollem Lächeln an. ›Ich glaube, sie leidet schon wieder an ihren Gallensteinen.‹

›Ach, die Arme!‹ sagte die Hofrätin mit dem Tone tiefen Bedauerns. ›Das ist eine schreckliche Krankheit, Gallensteine!‹

Sie sah bei diesen Worten zufällig mich an. Ich hatte gerade den maliziösen Blick der Bankdirektorsgattin aufgefangen und konnte nur mit Mühe Haltung bewahren. Aber bei den wirklich teilnehmenden Worten der würdigen und ahnungslosen Hofrätin konnte ich mich nicht länger zurückhalten. Ich mußte lachen . . .

›Ich verstehe nicht, wie Sie bei einer so ernsten Sache lachen können‹, sagte die Hofrätin mißbilligend. ›Ich habe gesagt, es sei schrecklich, an Gallensteinen zu leiden. Ich kenne diese furchtbaren Schmerzen, denn ich habe selbst jahrelang an

Gallensteinen gelitten. Was gibt es also dabei zu lachen?«

Ich zwang mich, mein Gesicht in ernste Falten zu legen und wollte eine Entschuldigung stottern. Aber da blickte ich unglückseligerweise in das Gesicht der Bankdirektorsgattin und sah, wie sie sich Mühe gab, nicht herauszuplatzen. Und ich sah, wie auch die übermütige und vielerfahrene Grete ihr Gesicht hinter einer Serviette versteckte und krampfhaft hustete.

Da war's um mich geschehen. Ich lachte, lachte laut und herzlich, lachte mich aus jeder Heiratsmöglichkeit heraus. Ich lachte so lange, bis ich das zürnende Gesicht der Hofrätin, das fragende ihres gutmütigen Gatten, das bestürzte der rasch gefaßten Grete sah. Dann hielt ich erschrocken inne, aber da war es schon zu spät . . .

›Ich weiß noch immer nicht, warum Sie gelacht haben, mein Herr,« sagte endlich die Hofrätin mit einer Stimme, die scharf war wie ein feingeschliffenes Messer — ›ich weiß nicht, was Sie so in Heiterkeit versetzen kann, wenn eine arme kranke Dame über Schmerzen klagt. Auf jeden Fall ist dies ein Beweis von besonderer Herzensroheit, und ich bedaure es ungemein, Sie für einen guten Menschen gehalten und mich so in Ihrem Charakter geirrt zu haben.«



Ich erkannte die gutmütige alte Dame nicht; einer Rachegöttin gleich funkelten mich ihre Augen an. Der Hofrat wollte die Situation retten und meinte beschwichtigend: ›Aber ich bitt' dich, es ist ja gar kein Grund zur Aufregung‹ — da traf auch ihn ein böser Blick, und der Gatte hielt erschrocken inne. Eine Erklärung des heiklen Sachverhaltes in Anwesenheit des jungen Mädchens zu geben, war bei der Sittenstrenge der Hofrätin undenkbar. Am nächsten Morgen ließ ich mich bei ihr melden, um ihr unter vier Augen den Grund meines anscheinend so beleidigenden Lachens mitzuteilen. Ich wurde nicht empfangen . . .

Ich packte dann abends meine Sachen, ließ zeitlich früh ein Autotaxi kommen und übersiedelte, während die Hotelgäste noch schliefen, nach Wien. Sang- und klanglos, denn nach dem Affront, der mir widerfahren, schien meines Bleibens natürlich nicht länger. Als ich über den Hof schritt, öffnete sich ein Fenster, und eine Mädchenhand winkte Abschied, indem sie gleichzeitig Blumen fallen ließ. Es war Grete, das liebe Ding, das mir plötzlich entrissen war. Sie wußte es so gut wie ich: nach meinem Benehmen von gestern abends war alles aus . . .

\* \* \*

Ich habe Grete nie wieder gesehen,« fuhr der Erzähler fort, »aber einige Jahre später erreichte mich die Nachricht, daß sie geheiratet habe und ihrem Gatten bald danach mit einem Schauspieler durchgegangen sei. Dann hörte ich, daß sie einen Spielsalon unterhalte und manchmal Anstände mit der Polizei habe. Als ich dies vernahm, freute ich mich des Schutzengels, der über mich gewacht und mir rechtzeitig die Dame mit den Gallensteinen geschickt hatte. Wer weiß, wie ohne dieses klinische Intermezzo das Idyll mit Grete geendet hätte! Der Gedanke daran hat mich früher in die behagliche Stimmung versetzt, um deren Ursache ihr mich gefragt habt. Denn daß ihr es nur wißt, heute Abend habe ich zum ersten Male seit jener Zeit die Dame mit den Gallensteinen wieder gesehen. Ich war, wie erwähnt, zu einem Diner geladen, unweit von meinem Platze saß Frau Lolly, gegenüber ihr Gatte, dessen Bekanntschaft ich erst heute machte. Sie erkannte mich gleich und winkte herzlich zu mir herüber. Nach Tisch plauderten wir von jener schönen Zeit, da sie Strohwitwe gewesen.

›Wie geht es mit Ihrer Gesundheit, gnädige Frau?‹ fragte ich auf einmal ziemlich unvermittelt.

›Danke, ausgezeichnet‹, war die Antwort. ›Ich fühle mich sehr wohl.‹

›Leiden Sie nicht mehr an Ihren Gallensteinen?‹ gab ich zurück.

›Gallensteine?‹ fragte sie verständnislos. ›Wie kommen Sie auf eine solche Idee? Ich habe mein Lebenlang nichts mit Gallensteinen zu tun gehabt.‹

Ich muß wohl ein sehr einfältiges Gesicht gemacht haben, denn Frau Lolly sah mich verdutzt an. Aber dann schoß ihr plötzlich eine Blutwelle durch das hübsche Gesicht; offenbar war eine Flut von Erinnerungen in ihr aufgetaucht . . .

Frau Lolly war nicht umsonst eine Frau von Welt. ›Ach ja‹, meinte sie nach sekundenlangem Bedenken. ›Jetzt weiß ich, was Sie meinen. »Gallensteine«, das war für mich die willkommene Ausrede, nach Wien zu entfliehen, wenn mir die Philister, die damals am »Himmelhof« hausten, zu sehr auf die Nerven gingen.‹

Sie lächelte mit niederträchtiger Unbefangenheit und stellte mich ihrem Gatten vor, mit dem ich bald in ein Gespräch vertieft war . . .

\* \* \*

Jetzt wißt ihr,« schloß Max, »warum ich heute so guter Laune bin. Ich freue mich meines Junggesellentums — denn schließlich, Kinder, wenn

man heiratet, weiß man ja nie, ob man nicht eine Grete bekommt oder eine Lolly . . .«

## **DIE DUSE UND ICH**

Es war, vor dreißig Jahren, im Carl-Theater, als die Duse zum ersten Male in Wien gastierte.

Die Zeitungen brachten kurze Reklamenotizen, daß die Duse in ihrem Heimatlande als große Schauspielerin gelte und nur nach Wien, ihrer ersten Station komme, um von hier aus eine Tournee durch Europa zu unternehmen. Sie werde die Kameliendame spielen. Im Carl-Theater!

Die Sache schien ein bißchen gewagt, denn einige Wochen vorher hatte Sarah Bernhardt in demselben Theater kurze Zeit gastiert und ihr größter Erfolg war — die Kameliendame. Trotzdem unternahm die Duse den Versuch, mit der damals auf der Höhe ihrer Kunst stehenden Tragödin zu rivalisieren.

Ich war zu jener Zeit kleiner Beamter in einem Bankhause und hatte fünfzig Gulden als Monatsgehalt: von denen lebte ich. Der Betrag mußte für Nahrung, Wohnung und Kleidung hinreichen, und er mußte mit viel Scharfsinn eingeteilt werden, um die notwendigsten Luxusbedürfnisse an Lektüre, Theater und Weiblichkeit zu decken. Für das Theater waren

zwei Gulden ausgeworfen, wodurch es mir ermöglicht war, ungefähr fünf- bis sechsmal monatlich das Schauspiel zu besuchen. Selbstredend konnte ich nur auf die vierte Galerie gehen, wo ein Stehplatz dreißig bis vierzig Kreuzer kostete.

Ich hatte gemeinsam mit einem Bureaukollegen namens Oskar Rosenberg die Sarah in allen Rollen gesehen; wir beschlossen, auch gemeinsam zur Duse zu gehen, um festzustellen, ob sie oder Sarah als Kameliendame »besser« wäre.

Wieder saßen wir auf der vierten Galerie, die von Italienern und italienisch verstehenden Leuten voll besetzt war; im Parkett gab es große Lücken, die Logen waren halb leer.

Der Vorhang ging rasch in die Höhe, das Spiel begann.

Als die Duse erschien und zu sprechen anhub, rührte sich keine Hand. Als der Vorhang zum ersten Male fiel, war das Publikum so bewegt und ergriffen, daß sich wieder keine Hand rührte. Man vergaß zu applaudieren. Aber dann, nach kurzer Pause, applaudierte das Publikum doch. Es klang zuerst intensiv, dann begeistert, schließlich orkanhaft.

Die Duse spielte unerhört. Nie habe ich, nie, weder vorher noch nachher, so spielen gesehen. Sie stellte das ergreifende Drama des jungen Weibes, das, um

den Geliebten freizugeben, sich selbst durch eine Lüge zum Opfer bringt, so erschütternd dar, daß kein Auge trocken blieb. Und die Duse weinte auch. Sie spielte die Kameliendame nicht, sie erlebte sie. Und als sie in den Armen ihres Partners Ando starb, da schien sie in höhere Sphären zu entschweben. Das war keine Schauspielerin mehr, kein Weib — das war ein Engel.

Eine ungeheure Raserei ergriff die Menschen im Theater, als der Vorhang zum letzten Male fiel. Eine halbe Stunde lang tobte das Publikum, um die göttliche Künstlerin immer wieder zu sehen. Alle möglichen Rufe — natürlich italienisch — schallten ihr entgegen.

Kollege Rosenberg und ich waren beschämt. Mit unseren armseligen Hoch- und Bravorufen konnten wir uns kein Gehör verschaffen. Alles rief italienisch, schrie, gestikuliert. Da wurden wir beide mitgerissen.

Die wenigen italienischen Brocken, die wir kannten, waren uns teils aus Schlagworten, teils von der Buchhaltung her geläufig. Und so kam es, daß wir nun voll Begeisterung von der Galerie aus herunterriefen: Salda conti! Evviva! Prima vista! Salvo errore et omissione! Corpo di bacco! Maroni arostidi! »Se non e vero!« schrie ich; »è ben trovato!« rief Rosenberg.

Die Leute rund um uns tobten derart, daß sie den Wortlaut unserer Zurufe gar nicht beachteten. — — — Und wir riefen immer aufs neue: Salda conti! Maledetto di Dio! . . .

Als ich am nächsten Morgen erwachte, fiel mir ein, daß ich im Taumel der Begeisterung vergessen hatte, Abendbrot zu essen . . .

— — — Dreißig Jahre sind seit jenem denkwürdigen Theaterabend vergangen und wir sind beide um dreißig Jahre älter geworden — die Duse und ich. Sie spielt nicht mehr die Kameliendame, sondern die »Frau vom Meere«, sie ist nicht mehr die unbekannte Schauspielerin, sondern die weltberühmte Tragödin, — und ich sitze nicht mehr auf der vierten Galerie, sondern in der Mittelloge — noch dazu unter erschwerenden Umständen: das Haus, in dem sie auftritt, gehört mir . . .

Und dennoch: Hand aufs Herz, Frau Eleonora: vor dreißig Jahren war's doch schöner — nicht wahr?

Corpo di bacco!



## DAS STERBEN EINES BAUMES

Sie haben heute einem Baum den Gnadentod gegeben.

Der Gärtner und drei Gehilfen, voran der Verwalter, zogen hinaus auf die Wiese, um den schönsten und größten Birnbaum umzulegen. Umlegen — das ist der landläufige Ausdruck für das Fällen. Sie haben ihn umgelegt, sie haben dann emsig die Wurzel herausgegraben, die der pietätvolle Gärtner durch einige Zweige des Baumes ersetzte. Jetzt ziert ein großer, nüchterner Haufen Erde, einem Grabhügel ähnlich, die Stelle, wo inmitten der schattigen Allee, die von meinem Landhause zum Wald führt, mein herrlicher Birnbaum prangte.

Träume ich? Wache ich?

Gestern nachmittag noch saß ich auf der Bank, die ich unter dem Birnbaum anbringen ließ, weil er die schönste und größte Krone hatte, weit und breit, weil es einen erfrischenden Luftzug gab unter dem Baume und weil man von dort den Ausblick hatte auf das Haus, auf die Wiese, auf die Felder, auf den Wald. Und auf den Hühnerhof, wo die Hühner, die Truthähne, die Pfauen, die Gänse und Enten sich lustig tummelten.

Und weil es sich dort so schön träumen ließ, so schön vergessen all die Sorgen, all die Gemeinheiten dieser unseligen Gegenwart.

Gestern nachmittag saß ich auf der Bank und lauschte den Stimmen der Natur, die zu tausendfachem Konzert anhuben, bei dem die Grillen, die Meisen und die wogenden Ähren die ersten Musikanten waren. Ich freute mich, daß ich jene innere Ruhe gefunden hatte, die allein den Alltagsmenschen zu erheben vermag. Es kommt ja für jeden mitunter die Stunde, wo es um ihn herum geistig hell wird und wo sich dem Sinnenden und Denkenden eine neue Welt erschließt. Und in dem Maße, in dem wir uns diesem göttlichen Eindrucke erschließen, gelangen wir zur Harmonie mit allem Hohen und Schönen.

Ich dachte über das vergangene Leben nach und über die Gegenwart. Dachte an all den Trubel und die Hast und Gier, die jetzt die Menschheit erfüllt, an den Kampf aller gegen alle, an den Kampf aller gegen einen . . . Und die Erkenntnis fiel mir schwer aufs Herz, daß der Lohn aller Bemühungen, alles Schuftens und Ringens eine Nichtigkeit ist und daß es nur eine einzige wahre Freude gibt: Rückkehr zur Natur.

Ich weiß nicht, welchen Gedankensprung ich machte, daß mir plötzlich mein alter

Gymnasialprofessor einfiel. Und auch eine Episode, die ich mit ihm erlebte. Er konnte es nicht leiden, wenn man in deutschen Aufsätzen mit Zitaten herumwarf, und rügte es einmal, daß ich eine schriftliche Aufgabe mit den Worten schloß: »Wieder ein Beweis für die Vergänglichkeit alles Irdischen.« Ich war zerknirscht und gelobte Besserung. Da wollte es der Teufel, daß die nächste Schularbeit das Thema hatte: »Der Herbst und das nahende Alter. Eine Parallele.« Und unbedenklich schrieb ich den Satz hin: »Der Herbst sowohl als auch das nahende Alter, beide sind wohl ein schlagender Beweis für die Vergänglichkeit alles Irdischen.« Der Professor betrachtete die neuerliche Anwendung des Zitats als Verhöhnung und verdonnerte mich zu einigen Stunden Karzer. Und just dieses Episödchen fiel mir ein, da ich im Schatten des Birnbaumes mein vergangenes Leben überdachte.

Ich sann und sann, lang und ernst. Schwere Wolken stiegen am Himmel auf und kamen immer näher. Ein Gewitter war im Anzug und weckte mich aus meiner Träumerei. Einen Moment lang blitzte der tolle Gedanke durch mein Hirn, das kommende Unwetter unter dem Schutze des Baumes abzuwarten, das Tosen der Elemente aus nächster Nähe zu betrachten. Nichts lag mir ferner als der warnende Gedanke, daß bei

Gewittern der Aufenthalt unter einem Baume keinen Schutz, sondern im Gegenteile Gefahr bedeute. Und doch zwang mich ein unbestimmbares Etwas aufzustehen und mein Landhaus aufzusuchen. Unterwegs fielen die ersten schweren Tropfen, und der Himmel verfinsterte sich.

Und dann brach ein Unwetter los, wie ich es seit Jahren nicht erlebt hatte. Mit Donner und Regengüssen und Hagelschauern. Es wurde tief dunkel, und doch stand minutenlang das Firmament in Flammen, so jäh folgte Blitz auf Blitz. Das Haus wankte so heftig in seinen Grundfesten, daß ich unwillkürlich aufschrie: »Jetzt hat es bei uns eingeschlagen!« Von den Stallungen her kam ein entsetzliches Getöse. Das aufgeregte Vieh stampfte den Boden und riß an seinen Halftern, und wenn das Stürmen einen Moment lang aussetzte, hörte man die Mägde kreischen.

Eine Stunde später war tiefer, heiliger Friede in die Natur eingekehrt. Der Himmel war wieder klar und rein, strahlend um den Feuerball der untergehenden Sonne, doch von einem herrlichen Regenbogen umspannt, der hinter dem Wäldchen endigte, das meinen Besitz abschließt.

Ich ging in den Hof. »Wo hat es bei uns eingeschlagen?« fragte ich.

»Gott sei Dank,« kam die Antwort, »bei uns nicht; nur den großen Birnbaum auf der Wiese hat's erwischt.«

Nur den Birnbaum! — Es war mir, als ob eine eiskalte Hand nach meinem Herzen griffe. Nur den Birnbaum . . .

Ich ging mit langsamen, zaghaften Schritten zum Baume hin. Die Bank war unversehrt, auch die vielen knospenden Früchte hingen unbeschädigt an den Ästen, so daß sich die Zweige tief nach abwärts bogen. Aber der größte Teil der Baumrinde lag am Boden, abgeschält wie mit einem Messer. Ein tiefer, ungeheurer Riß klaffte in Mannshöhe mitten durch den mächtigen Stamm, so daß ein tiefer Spalt sichtbar wurde. Der Baum war verloren, sein Lebensnerv getroffen.

Vorbei!

Und mein Schulaufsatz kam mir in den Sinn: Wieder ein Beweis für die Vergänglichkeit alles Irdischen . . .

Vielleicht war gerade der schöne Kraftstrotzende ausersehen gewesen, als Opfer zu fallen. Die kleinen Bäume bleiben verschont, just so, wie auch das Leben manchmal die Besten und Edelsten umwirft. Sind alle unsre Pläne und Hoffnungen nur Schaumwirbel, die

das Leben von Zeit zu Zeit emporwirft und wieder  
fortspült?

\* \* \*

Die Bank ist weg. Sie ist fort, weil der Baum fort  
ist, der sie beschattete.

Ich liege im Grase, starre den frischen Grabhügel  
über den Zweigen an und lausche wieder den Stimmen  
der Natur, die heute so wie gestern zu tausendfältigem  
Konzert anheben, Grillen, Meisen und wogende  
Ähren. Aber heute vereinigt sich alles zu einer  
pastoralen Symphonie, aus der ich immer wieder eine  
klingende Stimme höre, die mir leise, ganz leise,  
zuflüstert:

. . . Ach, sie haben  
Einen guten Baum begraben,  
Und mir war er mehr!

## **WENN GEDANKEN UNAUSGESPROCHEN BLEIBEN**

Der Zufall hatte die beiden Menschenkinder zusammengeweht. Nun saßen sie nebeneinander im Theater.

Er hatte zuerst gar nicht die Absicht gehabt, der Premiere beizuwohnen. Man prognostizierte dem Stücke weder einen großen Erfolg, noch einen Durchfall oder gar einen Skandal. Trotz alledem befand er sich im Theater. Ein abgesagtes Rendezvous und die Befürchtung, allein einen langweiligen Abend zu verbringen, hatten ihn bestimmt, noch abends ein Billett in einem Theaterkartenbureau zu kaufen. Es war nur mehr ein einziger Sitz übrig und der, wie der Händler bemerkte, nur deshalb, weil von drei verkauften Sitzen der dritte vor einigen Minuten zurückgeschickt worden war.

In der Garderobe stieß er auf zwei Damen, anscheinend Mutter und Tochter. Er ließ ihnen respektvoll den Vortritt, sie gingen vor ihm her und okkupierten die benachbarten Plätze. Neben ihm saß

die Tochter. Wie gesagt, der Zufall hatte die beiden Menschenkinder zusammengeweht . . .

Er spähte im ganzen Hause umher, sah nach rechts, sah nach links, stand auf, stellte sich mit dem Rücken gegen die Bühne, um auch die Rückwärtssitzenden genau betrachten zu können, und endlich — die Ouvertüre hatte schon begonnen, und im Hause war jenes eigentümliche Rascheln, Rücken und Knistern hörbar, das der großen Stille vorherzugehen pflegt — endlich bemerkte er seine Nachbarin.

»Sapristi!« stieß er überrascht zwischen den Zähnen hervor.

Der jungen Dame war seine Bewegung nicht entgangen. Aber sie sah unbefangen vor sich hin, umgürtet mit der ganzen Wohlerzogenheit ihrer neunzehn Jahre.

Sie war ein reizendes Mädchen, klein und schlank, aber dabei gut entwickelt. Die Gesichtszüge waren von seltener Ebenmäßigkeit, die Lippen ein wenig gekräuselt, die rätselhaften, seltsam schillernden Augen von verhaltenem Feuer.

Sie warf einen Blick aus diesen abgrundtiefen Augen auf ihren Nachbar, und beider Augen tauchten einen Moment lang ineinander.

Seltsam! Ein geheimnisvolles Fluidum wirkte in diesem Augenblick von Seele zu Seele. Ein



unsichtbares Band umwob beide: das Band des Begreifens, des Einverständnisses. Es durchströmte sie jenes Gefühl, von dem niemand weiß, wie es entsteht, was es bedeutet und warum es so sehr das Herz beklemmt. »Sehnsucht« nennen wir die wundersame Empfindung. Der Vorhang war längst in die Höhe gegangen, aber die beiden Menschenkinder, räumlich so nah und doch so unendlich entfernt durch die Schranken der Etikette, merkten es nicht. Sie fühlten instinktiv, was jeder dem andern sei.

Er dachte:

»Da sitze ich nun neben dieser jungen Dame, die ich nie gesehen habe, deren Namen ich nicht kenne und der ich vielleicht nie mehr im Leben begegnen werde. Und doch zwingt mich ein ungewisses Etwas, mich in Gedanken mit ihr zu beschäftigen. Wie kommt es nur, daß die bloße Anwesenheit einer Frau uns so verwandelt? Ist es nur der Zauber ihrer Anmut, der auf uns einwirkt, oder ist es eine leise Berührung jener geheimnisvollen Anziehungskraft, die unaufhörlich die Geschlechter zu vereinigen bemüht ist und die ihre sieghafte Macht beweist, indem sie in dem Manne eine unklare, tiefe Empfindung weckt, sobald sie ihn der Frau gegenüberstellt? Und auch das Mädchen an meiner Seite wird von denselben Gefühlen beherrscht, ich ahne es, nein, ich weiß es.

Ich sehe es an ihrem Blick, der geradeaus auf die Bühne gerichtet ist und dabei doch fast unmerklich auf jede meiner Bewegungen achtet, ich sehe es an ihrem tiefen, unruhigen Atemholen, an den nervösen Bewegungen ihrer Nasenflügel.

Sie dachte:

»Der junge Mann an meiner Seite beschäftigt sich in Gedanken mit mir, ich fühle es. Wer er nur sein mag? Jedenfalls ein Gentleman, denn er benimmt sich sehr korrekt; er hat mich weder auffallend fixiert, noch eine jener banalen Anknüpfungen versucht, denen wir Damen nun einmal im Theater ausgesetzt sind. Und doch scheine ich sein Interesse zu erregen. Sein sanftes Äußere, sein trauriges Auge zeugen von tiefem Gemüt. Ob er wohl imstande ist, reiner zu denken als viele andre? Leider gibt es ja heutigen Tages keine Idealmänner. Das hat man mir so oft und oft gesagt, daß ich daran glauben muß . . . Ja, wenn es noch Märchenprinzen gäbe, wie gern würde ich ein Märchen erleben, auch wenn es just nicht mit dem gewöhnlichen Schlüsse endigte! Ein Abenteuer, einmal im Leben! Wäre das nicht herrlich, aus dem Gefängnisse der Alltäglichkeit hinüberzuflattern in jenes weite, weite Land, in dem nicht die Vernunft mit ihrem ehernen Zepter die Herrschaft führt. Was die wirkliche Welt uns geben kann, das ist ja, ach, so

herzlich wenig, daß wir mit jeder Fiber den Sphärenklängen lauschen, die aus jener andern, der Zauberwelt, herübertönen. Ich sehne mich nach einem gleichgesinnten Wesen, und diese Sehnsucht, diese unsagbar süße Sehnsucht raubt mir meine Besonnenheit, meine Ruhe. Das Leid des Herzens, was ist es denn anderes als das Heimweh nach dem Guten und Schönen? Ob mein Nachbar wohl imstande ist, so zu fühlen wie ich?«

Er dachte:

»Seit Jahren ziehe ich durch die Welt, ich bin bald da, bald dort, und nirgends fühle ich mich heimisch. Seit einer Stunde durchzieht ein niegekanntes Glücksgefühl meine Seele, und ich denke mit so viel Kaltblütigkeit und Unparteilichkeit über mich nach, als ob ich eben im sicheren Hafen eingelangt wäre und einen Blick auf die zurückgelegte Lebensreise werfen würde. Und es ist möglich, daß ich von heute an ein neues Leben anfangen. Jetzt weiß ich es: unsere Heimat ist nicht die Scholle, auf der wir zufällig geboren wurden, die Herzen sind es, die füreinander schlagen!«

Sie dachte:

»Das Stück geht zu Ende, und er hat noch immer kein Wort mit mir gesprochen. Und ich sehne es herbei, dieses Wort, ich werde leiden, wenn ich es nicht vernehme. Jetzt erst, in diesem Moment,

verstehe ich den Ausspruch des großen Philosophen:  
›Wenn die Seele einmal etwas geträumt hat, so läßt sie sich nicht so leicht wieder beschwichtigen. Man kann ihr geben, was man will, es nützt nichts: sie verlangt, was sie sich selbst einmal versprochen hat.« Ob er das entscheidende Wort wohl sagen wird? . . .«

Bewegung, Kleiderrauschen, leises Flüstern. Man war bei der Schlußszene angelangt. Einige Ungeduldige, das sind solche, die gar nichts zu tun und doch immer Eile haben, verließen den Saal. Ein Elegant löste sich von der ersten Reihe des Parketts los, um auf den Fußspitzen hinauszuschleichen. Unterwegs bemerkte er den Träumer. »Grüß Gott! Kommst du mit soupieren?« fragte ihn der Stutzer leise. Er warf einen Blick auf seine Nachbarin. Sie saß anscheinend ruhig da und nestelte gleichgültig an ihrem Ridikül.

Es vergingen Augenblicke, in denen der Unentschlossene fühlte, daß sie die bedeutungsvollsten seines Lebens seien. Er strich sich mit der Hand über die Stirn, gleichsam als wollte er alle die Gedanken, die sich da hervordrängten, wieder zurückpressen. Im nächsten Moment hatte sein Gesicht einen entschlossenen Ausdruck. Er erhob sich hastig und ergriff den Arm seines Freundes. »Ich gehe mit dir!«

Am Saalausgange blieb er noch eine Weile stehen. Der Vorhang war zum letztenmal gefallen. Alles applaudierte, auch seine Nachbarin. Dann bemerkte er, wie sie, ohne sich im Saale umzusehen, am Arme ihrer Mutter langsam der Garderobe zuing.

Das Stück war zu Ende. Sie haben einander nie wiedergesehen.

## VON MONTAG BIS DIENSTAG

Wie vieles ereignet sich oft an einem Tage, und wie wenig geht in einem Jahre vor! Häufig sind es kleine Tageserlebnisse, die in einem gewissen Zusammenhange zu stehen scheinen und deshalb dauernd im Gedächtnis bleiben.

Ich werde eine Episode — nein, zwei Episoden, die ich an zwei einander folgenden Tagen erlebte, nie vergessen.

An einem Montagnachmittag saß ich in meinem Arbeitszimmer, als der Diener eine Dame anmeldete. Es war die Witwe eines Schauspielers, den ich seinerzeit gut gekannt hatte. Ich ließ sie eintreten.

Sie sei von schweren Sorgen geplagt, erzählte mir die gut aussehende Dame. Ihr vor einigen Jahren gestorbener Mann habe sie in guten Verhältnissen zurückgelassen. Ich werde wohl wissen, daß ihr Gatte kurz vor seinem Tode die Idee zu einem Operettenlibretto gehabt habe. Diese Idee hätte er — natürlich gegen eine perzentuelle Beteiligung an der Tantieme — einem Librettisten mitgeteilt und der habe daraus eine Operette gezimmert, die sich nach

und nach die ganze Welt erobert habe. Der bescheidene Prozentsatz, den sie bekomme, reiche angesichts der enorm großen einfließenden Summe hin, ihr ein behagliches Leben und eine sorgenfreie Zukunft zu sichern. Gestern nun habe sie eine neuerliche Abrechnung bekommen, aus der sie ersehe, daß sie in New York die stattliche Summe von etwa fünftausend Dollar gut habe. Sie brauche das Geld nicht, denn ihre Einkünfte in Kronen, Pfund und Lire wären groß genug, ihre Bedürfnisse zu bestreiten. Nun sei sie in schweren Sorgen, was sie mit den fünftausend Dollars anfangen und wie sie das viele Geld nutzbringend anlegen solle.

Ich tröstete die arme Reiche, so gut ich konnte.

Ich hielt ihr einen kurzen Vortrag über die Stabilisierung der Krone und empfahl ihr, patriotisch zu sein und die Dollars einzuwechseln, wofür sie etwa dreihundertfünfzig Millionen Kronen erhalten würde. Am besten wäre es, die große Summe dann in sicheren Papieren anzulegen.

Die Witwe dankte mir mit überschwenglichen Worten, sagte, sie wolle sich die Sache noch überlegen und empfahl sich. Zwischen Tür und Angel meinte sie aber, sie werde noch eine befreundete Schauspielerin um Rat fragen; die hätte einen Bankprokuristen zum Freund, der müsse wohl sehr viel von der Börse

verstehen, denn er halte seiner Angebeteten ein Auto. Außerdem wisse sie, daß er alle guten Geschäfte für sich selbst und nur die schlechten für seine Bank mache. Ich bestärkte die vertrauensselige Dame in ihrem Vorhaben und ersuchte sie meinerseits, mir zu verraten, was ihr der famose Bankfachmann empfehlen werde.

\* \* \*

Eine Stunde später fuhr ich zur Bahn, um mit dem Nachtzug in eine ganz große deutsche Stadt zu reisen, in der ein ganz großer deutscher Dichter lebt, dessen Romane und Novellen Weltruf genießen. Ich kam Dienstag früh an und besuchte nach telephonischer Verständigung noch vormittags den Dichter in seiner Landhause, das er an der Peripherie der Stadt bewohnt.

Als ich im Vorzimmer ablegte, sah ich zahlreiche Überkleider hängen. Ich fragte, ob Besuch anwesend wäre. Das Mädchen beruhigte mich: es wäre nur die Garderobe der Familie.

Der ganz große deutsche Dichter, dessen Name überall mit Bewunderung und Ehrfurcht genannt wird, hieß mich herzlich in seinem Heime willkommen. Ich kannte ihn gut von früher her, und wir verplauderten



eine Stunde in überaus angeregter Weise, wozu uns die sich überstürzenden Tagesereignisse leider allzureichlichen Stoff boten. Als die Essenszeit nahte, empfahl ich mich.

Für das Mittagessen war ich mit einem anderen Schriftsteller, der ein intimer Freund des ganz großen deutschen Dichters ist, verabredet. Ich war noch so voll der unvergeßlichen Eindrücke, die ich im Gespräche mit dem tiefen Denker gewonnen, daß ich nur wenig Appetit entwickelte. Ich berichtete meinem Gaste über die stattgefundene Unterredung.

»Der Dichter hat für etwa zehn Köpfe zu sorgen«, meinte mein Gegenüber sinnend. »Er, seine Gattin und mehrere Kinder — das will etwas heißen in dieser schweren Zeit! Und was das Traurigste ist — er hat sich das vielgeliebte Biertrinken abgewöhnt, abgewöhnen müssen.

Es langt nicht mehr . . . Heute ist's just eine Woche, da wohnte ich bei ihm einem Familienfeste bei.

Man feierte den Geburtstag eines seiner Kinder und aus diesem Anlasse wurde den letzten drei Bierflaschen, die noch von früher her im Keller lagen, der Hals gebrochen. Und Vater erhob sich und hielt eine teils humoristische, teils wehmütige Tischrede, in der er zum Schluß darauf hinwies, daß man nunmehr für unabsehbare Zeit Abschied vom Biere nehmen

müsse. Er beendete seine Rede mit einer Apotheose des Wassers . . .«

\* \* \*

Sind wir alle verrückt oder ist nur das Zeitalter verrückt, in dem wir leben?

Oder ist es nicht verrückt, wenn ich Montag von der Witwe eines Halbgebildeten gefragt werde, wie sie die Milliarden anlegen soll, die eine Abart Literatur ihr einbringt, — und wenn ich Dienstag erfahre, daß ein ganz großer deutscher Dichter, dem der Nobelpreis winkt, in feierlicher Weise Abschied von seiner liebsten Gewohnheit — dem täglichen Glase Bier — nehmen mußte?

Oder sollte gar unser dreimal verfluchtes Zeitalter so verrückt sein, dem ganz großen deutschen Dichter zuzumuten, Operettenlibretti zu schreiben? — — —

# DER ACHTZEHNJÄHRIGE

## I

In der Halle des Hotels Esplanade in Marienbad saßen beim schwarzen Kaffee drei Personen: die wunderschöne Frau Monika, groß, blond, schlank, anmutig wie eine deutsche Märchengestalt, ihr Gatte Viktor, ein alltäglicher Mensch, wie es ein normaler Gatte eben zu sein pflegt, und Dickie, der gemeinsame Freund der beiden, dessen Hauptbeschäftigung es war, darauf zu achten, daß er sich in niemanden verliebe. Frau Monika machte er deshalb auch nur so weit den Hof, als sie berechtigt war, von einem Freunde des Hauses zu verlangen; weniger wäre beleidigend gewesen.

Der Gatte ging in sein Zimmer, die Post zu erledigen. Frau Monika und Herr Dickie blieben allein.

»Wissen Sie, Frau Monika,« sagte Herr Dickie, »daß ich in diesem Moment der meistbenedete Mensch in unserem Hotel bin? Alle jungen Leute wollen Ihnen vorgestellt werden. Jeder sucht meine

Bekanntschaft. Und jeder glaubt, weil ich Ihnen noch keinen vorgestellt habe, daß er schließlich der Auserwählte sein wird.«

»Warum haben Sie mir eigentlich noch keinen vorgestellt, Dickie?« fragte Frau Monika.

»Erstens deshalb, weil ich es Ihrem Gatten versprochen habe — was mich allerdings nicht hindern würde. Und dann — weil ich den jungen Leuten gegenüber ein schlechtes Gewissen habe.«

»Warum?«

»Die Sache verhält sich nämlich so. Ich habe den Vorzug, mit Ihnen und Viktor gemeinsam die Mahlzeiten einzunehmen; das hielt die hiesige Jugend für eine bequeme Brücke zu Ihnen. Da verbreitete ich, um Ruhe zu haben, eine seltsame Nachricht . . .«

»Nun?« fragte Frau Monika, da Dickie innehielt.

»Die Nachricht, daß Sie sich nur für junge Leute interessieren, die höchstens achtzehn Jahre alt sind. Da hatte ich natürlich Ruhe!«

Frau Monika lachte herzlich, wurde aber plötzlich nachdenklich.

»Wissen Sie, daß Sie da unter Umständen eine böse Geschichte anrichten können, Dickie? Jetzt kann ich mir manches erklären! Ich finde auf meinem Zimmer täglich früh und abends einen herrlichen

Blumenstrauß. Am ersten Tage lag ein Kärtchen bei mit dem Namen Egon . . .«

»Und?«

»Heißt nicht der junge Mann, der mich mit seinen Blicken so anbetend verschlingt, Egon?«

»Jawohl, Frau Monika: Egon v. Straßnicky, ein junger polnischer Aristokrat. Sein Vater ist Präsident einer Schiffahrtsgesellschaft.«

»Und er ist achtzehn Jahre alt?«

»Höchstens. Jetzt geht mir ein Licht auf, Frau Monika! Der Jüngling glaubt, Chancen zu haben, weil er achtzehn ist . . .«

»Sehen Sie, Dickie,« sagte Frau Monika vorwurfsvoll, »was Sie angerichtet haben!«

»Mir aber bleibt leider nichts übrig, als Ihnen Herrn Egon gelegentlich vorzustellen«, erwiderte zerknirscht der Gerüchtverbreiter.

## II

Monika und Egon sind im Gespräch. Ort der Handlung: Terrasse im Hotel Esplanade. Weicher, warmer Spätnachmittag, einer jener wenigen Tage, in denen einem alles köstlich und herrlich erscheint Die

wiesenduftgeschwängerte Luft tut den Sinnen wohl, und man atmet tief aus voller Brust.

Monika blickt den Jüngling mit evahaft warmen Blicken an, neugierig und lustig. Er zupft beständig an jener Stelle der Oberlippe, wo ihm ein Schnurrbart wachsen sollte. Ist sehr selbstherrlich, denn er weiß: man muß vor allem Vertrauen zu sich selber haben, um in der Welt etwas zu gelten.

**ER:** »Gnädigste, ich bin mir über etwas nicht ganz im klaren! Es scheint, daß mein Anblick auf Ihre Lachmuskeln wirkt. Sagen Sie mir nur das eine: lachen Sie mich an oder aus?«

**SIE:** »Denken Sie nichts Arges dabei — aber ich muß lachen, wenn mir einfällt, wie Sie tagelang verzweifelte Anstrengungen machten, um meine Aufmerksamkeit zu erregen.«

**ER:** »Ich bin so froh, mein Ziel endlich erreicht zu haben. Ich war ja so glücklich, als ich hörte, daß ich Ihnen vorgestellt werden darf!«

**SIE:** »Es war unrecht von Herrn Dickie, daß er Ihnen das gesagt hat. Aber ich gestehe, ich war ein bißchen neugierig, Sie persönlich kennenzulernen. Ihre zarten Aufmerksamkeiten haben mich gerührt. Ich danke Ihnen herzlich für die Blumen, die Sie mir täglich anonym gesendet haben.

**ER** (mit leuchtenden Blicken): »So wußten Sie also, daß die Blumen von mir stammten?«

**SIE**: »Ja.«

**ER**: »Wie glücklich bin ich in diesem Moment!«

**SIE**: »Wenn man achtzehn Jahre alt ist, fühlt man sich oft glücklich.«

**ER**: »Sagen Sie das nicht, Gnädigste. Gerade von Ihnen hätte ich nicht erwartet, daß Sie mir meine Jugend vorwerfen.«

**SIE**: »Im Gegenteil, ich beneide Sie darum. Denn ich bin schon zweiundzwanzig — also im Vergleich zu Ihnen eine alte Frau.«

**ER**: »Soll das ein fishing for compliments sein?«

**SIE**: »Nichts weniger als das. Reiche Leute haben das Recht, zerrissene Kleider tragen zu dürfen, nicht wahr? Nun denn, ich weiß: ich bin noch so jung, daß ich mit meinem Alter kokettieren kann. Aber immerhin — ich bin vier Jahre älter als Sie. Warum verkehren Sie nicht lieber mit jungen Mädchen?«

**ER**: »Weil ich nicht den richtigen Ton für sie treffen kann. Entweder sind Mädchen leichtfertig, dann brauche ich mir auf Erfolge nichts einzubilden — oder sie wollen heiraten . . . Sie begreifen —«

**SIE**: »Ich begreife.«

**ER**: »Und dann —«

**SIE**: »Nun?«

**ER** (leise): »Wissen Sie es denn nicht, daß ich seit Wochen keinen anderen Gedanken kenne, als den Gedanken an Sie?«

**SIE**: »Bitte, reden Sie nicht in dieser Weise zu mir.«

**ER**: »Als ich Sie das erste Mal sah, durchzuckte es mich wie ein elektrischer Schlag. Ich saß wie festgebannt und mußte Ihrer königlichen Gestalt nachblicken, als Sie stolzerhobenen Hauptes durch den Saal schritten. Sie sahen mich nicht, konnten infolgedessen meine Verwirrung nicht bemerken. Aber ich wußte, daß meine Seele von diesem Momente an Ihnen gehörte. Es fiel mir wie Schuppen von den Augen, ich wußte, daß mein ganzes bisheriges Leben nur ein Hindämmern war. Jetzt war ich aber aufgewacht — ich *lebte*! Die Sehnsucht öffnet uns eben die Augen früher als irgendein geschriebenes oder gesprochenes Wort . . .«

**SIE** (schweigt).

**ER**: »Sie sagen kein Wort? Ich darf also weiter reden und Sie sind mir nicht böse? Ach, wie glücklich bin ich! Ich habe schon so viel und vielerlei über die Liebe gelesen und war immer neugierig, auf welche Weise sie in mir erblühen wird. Und auf einmal merke ich, daß ich regelrecht verliebt bin, genau so verliebt, wie es die Dichter besingen. Und doch weiß ich es



jetzt, daß die heiligste und wahrste Liebe jene ist, von der man selbst nichts weiß, deren man sich selbst noch gar nicht bewußt ist.«

**SIE:** »Warum sagen Sie mir das alles? Ich darf Ihnen gar nicht zuhören — ich bin ja eine verheiratete Frau. Übrigens muß mein Gatte jeden Moment kommen.«

**ER:** »Ihr Gatte! Warum sprechen Sie dieses schreckliche Wort aus? Der bloße Gedanke daran, daß Sie einem anderen gehören, bringt mich zur Verzweiflung!«

**SIE** (lächelnd): »Wenn es aber nun einmal so ist?«

**ER:** »Sie können unmöglich glücklich sein, unmöglich! Sogar wenn Sie besser zusammenpassen würden, als es der Fall zu sein scheint. Ich finde, die Ehe ist eine lästige Angelegenheit Man kann zwei verschiedene Wesen nicht zusammenketten, ohne eines zu zerstören, wenn nicht alle beide!«

**SIE:** »Ei, ei, woher diese weise Erkenntnis?«

**ER:** »Ich habe viel gelesen, viel nachgedacht und viel beobachtet — das ist alles!«

(Kleine Pause; er sieht sie erwartungsvoll an.)

**SIE:** »Ich habe Sie reden lassen, lieber Freund, nicht wahr? Nun nehme ich dasselbe Recht für mich in Anspruch. Also hören Sie: Ich gebe zu, daß ich mir Ihre Huldigungen gern gefallen lasse. Ich würde kein

Weib sein, wenn ich nicht bemerkt hätte, welchen Eindruck ich auf Sie gemacht habe. Es freut mich auch immer, wenn ich sehe, wie intensiv Sie sich mit mir beschäftigen. Ich rieche gerne Ihre Blumen, ich esse vor dem Schlafengehen Ihre Bonbons mit Behagen, nicht ohne mich hierbei mit dankbarem Vergnügen des lieben Spenders zu erinnern. Das ist nicht wenig — nicht wahr? Aber — das ist auch alles, und damit müssen Sie zufrieden sein. Ein wärmeres Gefühl kann ich für Sie nicht aufbringen — für Sie nicht und für keinen anderen! Ich weiß, Sie haben keinen besonderen Respekt vor meinem Gatten, denn seine Hose ist nie aufgekremgelt und seine Krawatte meistens schlecht gebunden — aber ich liebe ihn und bin so altmodisch, ihm die Treue zu bewahren. Ich bin freundlich und nett zu jedermann, weil ich die Liebenswürdigkeit als Zeichen einer verfeinerten Kultur ansehe — das ist die Erklärung dafür. Ich bin mit Ihnen freundlich, weil Sie mir sympathisch sind. Sie blicken mich mit den glühenden Augen eines achtzehnjährigen Jünglings an, und ich fühle, wie eine Flut frischen Lebens aus ihnen quillt. Das freut mich herzlich und — ich danke Ihnen hierfür. Leben Sie wohl, Egon! Nehmen Sie die Bekanntschaft mit mir als eine Episode, eine Episode Ihrer Achtzehnjährigkeit. Dort kommt mein Gatte, der es

nicht gerne sieht, wenn ich mit fremden jungen Leuten spreche. Ich werde ihm sagen, daß ich zufällig Ihre Bekanntschaft gemacht habe, und daß Sie sich soeben von mir empfohlen haben, da Sie heute noch abreisen!«

### III

#### *Ein Brief*

Sehr verehrte gnädige Frau!

Ich bin Ihrem Wunsche, der mehr wie ein Befehlsklang, gefolgt und abgereist. Nun sitze ich in Karlsbad und gedenke der wunderschönen Tage in Marienbad, da ich in Ihrer Gesellschaft weilen durfte, und der noch wunderschöneren, in der ich danach bangte, Ihnen vorgestellt zu werden. Vorbei, alles vorbei. Wenn ich zurückdenke, krampft sich mein Herz zusammen, und ich muß mir Mühe geben, meiner Bewegung Herr zu werden. Sollte mein Papa, der Schiffsreeder ist, nicht doch recht haben mit seinem Rate, den er mir einmal gab? »Mach's im Leben wie auf dem Schiffe,« sagte er, »schau nicht unter dich, nicht neben dich, schau ins Weite und du wirst gesund bleiben. Na, ich will's doch einmal probieren; heute

sah ich ins Weite und erblickte eine reizende, kleine Deutsch-Amerikanerin, deren Papa hier Kur macht.

Warum ich Ihnen heute schreibe, gnädige Frau? Weil ich Ihnen ein Unrecht abzubitten habe, eine Unwahrheit. Ich bin Gentleman und kann nicht ruhig sein mit dem Gefühl, Sie angelogen zu haben, bei Ihnen unter einem falschen Vorwand eingedrungen zu sein . . . Hören Sie denn mein Vergehen: ich habe mich bei Ihnen eingeschlichen, ganz einfach eingeschlichen, indem ich Herrn Dickie sagte, ich wäre achtzehn Jahre alt. Ich wußte von ihm, daß er Ihnen nur Achtzehnjährige vorstellen dürfe, und da gab ich mich ihm gegenüber für achtzehn aus, trotzdem ich bald einundzwanzig werde!

Können Sie mir verzeihen, Gnädigste? Ich verspreche Ihnen, nie wieder im Leben eine Unwahrheit zu sagen!

Mit ergebenstem Handkuß

Egon.

#### IV

Frau Monika empfing dieses Schreiben, als sie noch am Frühstückstisch saß, während ihr Gatte behaglich

im Schaukelstuhl das Morgenblatt studierte. Sie las den Brief mit Interesse, dann ließ sie ihn auf« Tischtuch fallen — und seufzte.

»Was hast du, Liebe?« fragte aufblickend der Mann.

»Es ist nichts«, antwortete rasch gefaßt Frau Monika und lächelte wehmütig. »Ich dachte nur an etwas Vergangenes, Verlorenes, Verschwundenes — an die fliehende Jugend . . .«

Und nach einer kleinen Pause, während der sie immer noch sann und der Gatte schon längst wieder in seine Zeitung vertieft war, blickte sie ihn faßt feindselig an und sagte halblaut:

»*Du* bist nie achtzehn gewesen!«

# **EPISODE**

*Nicht übernommen wegen fehlender Seiten in der  
Vorlage*

## SCHIEDSGERICHT

Man könnte manchmal schier verzweifeln an dieser besten aller Welten, in der der momentane Ausblick auf alles so grau ist, wenn man nicht ab und zu daran erinnert würde, daß die böse Zeit und ihre Folgeerscheinungen es doch nicht zuwege gebracht haben, die Religion oder vielmehr die Sittenbegriffe der Religion aus den Herzen der Menschen herauszureißen. Es macht wohl keinen Unterschied, um welche Religion es sich handelt, denn die großen Grundwahrheiten sind in allen Religionen die gleichen: jede Religion des lebendigen Gottes ist gleichbedeutend mit der Religion des eigenen Herzens. Der Mann mit weitem Geist sieht in allen Religionen die Wahrheit, der Mann mit engem Geist sieht in ihnen nur die Unterschiede! In allen Religionen ist Gott der unendliche Geist des Lebens, der hinter jedem Ereignisse steht. In moralischer Beziehung gibt es nur eine Religion, die des anderen höheren Selbst, zu der der fromme Erdenpilger immer zurückfinden wird, auch wenn der Kampf ums Dasein

oder um die eiteln Güter dieser Welt die Triebe seines niederen Selbst ausgelöst haben.

Vor einiger Zeit hatte ich Gelegenheit, die Macht der religiösen Empfindungen, die mit einer Eidesleistung verknüpft sind, an einem lebendigen Beispiel kennenzulernen. Die Begebenheit machte auf mich einen tiefen und nachhaltigen Eindruck, darum will ich sie erzählen, einfach und schmucklos, so, wie sie sich zugetragen.

Ich war Laienrichter in einer Streitsache, die nicht vor dem ordentlichen Gerichte ausgetragen wurde, weil sich die Parteien auf ein Schiedsgericht geeinigt hatten. Das Forum, das zu urteilen hatte, bestand aus drei Richtern, die einen Obmann wählten; als Rechtsgelehrter fungierte der juristische Sekretär der Börsenkammer. Das zu fällende Urteil war inappellabel, da sich beide Streitparteien verpflichtet hatten, das Urteil des Schiedsgerichtes anzuerkennen.

Es handelte sich um einen Streitfall, der an sich belanglos gewesen wäre, wenn die Differenzen nicht viele Millionen betragen hätten. Der Kläger behauptete, einen Schluß, das sind fünfundzwanzig Stück, Staatsbahnaktien an der Börse von dem Geklagten gekauft zu haben. Das Geschäft sollte an einem Freitag stattgefunden haben; Samstag war das Geschäft kollationiert, das heißt mittelst Briefes



nochmals bestätigt worden, es stellte sich aber heraus, daß wohl der Kläger den Brief vorbereitet hatte, aber nicht der Geklagte. Eine Reklamation am Samstag vorzubringen wäre zwecklos gewesen, da sowohl der Kläger als auch der Geklagte den Sabbat heiligen und an diesem Tage kein Geschäft tätigen. Als man am Montag daranging, die Sache klarzustellen, betrug der Schaden infolge Steigerung des Aktienkurses mehr als fünf Millionen Kronen. Der Geklagte bestritt, die Papiere verkauft zu haben, und sagte, es müsse ein Irrtum seitens des Klägers vorliegen, der die Aktien vielleicht von jemand anderem gekauft habe, an dessen Namen er sich nicht mehr erinnere. Da die Ausgleichsverhandlungen, die der Obmann nach Verlesung des Sachverhaltes einleitete, erfolglos blieben, mußte in die Verhandlung eingegangen werden.

Zuerst erhielt der Kläger das Wort, ein armer Jude aus dem Osten, dessen wachsbleiches Gesicht von einem tiefschwarzen Vollbart eingerahmt war. Er hatte flehende, dunkle Augen, aus denen der ganze Jammer seiner verfolgten Rasse zu sprechen schien, und musterte angstvoll die Mienen der Richter, um sich über ihre Stellungnahme zum Streitfalle zu orientieren. Er verfocht seine Sache mit Überzeugung, schilderte detailliert den Hergang des bestrittenen

Abschlusses und führte die Namen einiger Leute an, die Zeugen des Herganges waren. Die betreffenden Personen hätte er gleich mitgebracht, sie warten auf dem Gange. Er sei ein armer Teufel, die fünf Millionen überstiegen sein Bar vermögen; wenn er nicht obsiege, sei er ruiniert.

Nachdem der Kläger seine Sache mit so viel Eifer vertreten, wurde der Geklagte aufgefordert, sich zu äußern. Dieser war mit tadelloser Eleganz gekleidet, von kleiner Statur, hatte lebhaft Augen und war sehr beredsam. Er bestritt mit Entschiedenheit, den Abschluß getätigt zu haben. Es sei ihm natürlich nicht um das Geld zu tun, denn er sei ein sehr reicher Mann, aber Recht müsse Recht bleiben. Er schreibe jeden Abschluß sofort ein; wenn er etwas gemacht hätte, müßte in seinem Börsenbuch der Abschluß verzeichnet sein. Übrigens habe er ein glänzendes Gedächtnis, das ihn noch nie im Stiche gelassen habe, er müßte sich also an den Abschluß, wenn er zustande gekommen wäre, unbedingt erinnern. Er bedauere sehr, daß infolge der Enthaltung von Geschäften am Sabbat der Schaden ein so großer geworden sei, es tue ihm dies des Klägers wegen leid. Der Aussage von angeblichen Augenzeugen sehe er ruhig entgegen; er sei seiner Sache so sicher, daß er förmlich einen Eid auf die Richtigkeit seiner Aussage ablegen könne.

Man wisse, daß er ein reicher Mann sei, und deshalb habe man sich ihn als Sündenbock ausgesucht. Es sei ihm natürlich nicht um das Geld zu tun, sondern nur um das Prinzip. Im übrigen sei er bereit, der Anregung des Obmannes zu folgen und einen Teil der Schadenssumme auf sich zu nehmen.

Der Obmann griff die Bemerkung des Geklagten auf und fragte den Kläger, ob er mit einem Ausgleich zufrieden sei, indem er gleichzeitig anregte, daß der Geklagte zwei Drittel, der Kläger ein Drittel der Schadenssumme zahlen möge. Der Kläger verneinte. Er habe versprochen, keinerlei Ausgleich einzugehen.

Ich griff zum ersten Male in die Verhandlung ein und fragte den Kläger: »Wem haben Sie das versprochen?«

Er wurde verlegen und sagte: »Ich habe es versprochen.«

Ich wurde ungeduldig. »Das haben Sie schon einmal gesagt, ich weiß es. Aber ich möchte wissen: wem haben Sie es versprochen?«

Er blickte hilflos vor sich hin und blieb stumm. Da sagte der Geklagte leise: »Er hat wahrscheinlich ein Gelübde getan.«

Der Kläger nickte und ein leichtes Rot färbte die fahlen Wangen.

Die Verhandlung wurde fortgesetzt, die Zeugen einvernommen. Sie sagten belastend für den Geklagten aus, dieser bestritt ihre Glaubwürdigkeit. Der Obmann machte einen neuerlichen Vermittlungsversuch. Vergebens. Der Kläger lehnte jeden Ausgleich ab. Der Obmann sagte unwillig: »Wenn Sie sich nicht ausgleichen, so laufen Sie Gefahr, gemäß dem Urteile einen namhaften Teil des Schadens tragen zu müssen. Vielleicht kommen Sie bei friedlichem Übereinkommen besser weg.«

Der blasse Jude antwortete nicht gleich. Man sah, daß er einen schweren Kampf mit sich kämpfte. Es zuckte und wetterleuchtete in seinem Gesicht. Endlich stieß er die Worte heraus: »Ich habe es mir überlegt. Ich verzichte auf mein Recht und will mich verpflichten, die ganze Summe zu bezahlen, trotzdem ich nicht weiß, woher ich das Geld nehmen soll. Aber unter einer Bedingung: der Beklagte hat gesagt, er könne es beedigen, daß er sich nicht erinnern kann, mit mir abgeschlossen zu haben. Er soll schwören. Ich bin ein armer Teufel. Aber wenn er wirklich schwört, will ich alles zahlen.«

Allgemeine Spannung. Die Richter räuspern sich. Der Sekretär des Schiedsgerichtes blickt erwartungsvoll die Parteien an. Der Kläger zupft nervös mit der einen Hand an seiner Unterlippe, mit

der andern fährt er sich durch den Bart. Der Geklagte wird hochrot, in seinem Gesichte spiegelt sich ein innerer Kampf, den er anscheinend mit seinem besseren Ich kämpft, mit seinem höheren Selbst. Er kann sich nicht zu einer Antwort entschließen — und schweigt.

Der Obmann sagt: »Der Eid ist ein Mittel, das nur in Ausnahmefällen in Anspruch genommen wird. Hier ist keine strikte Ablehnung einer Tatsache, es scheint vielmehr Mangel an Erinnerungsvermögen vorzuliegen. Da die Parteien, deren Ehrenhaftigkeit außer Zweifel steht, sich nicht einigen können, werden sich die drei Richter zurückziehen, um über den Schiedsspruch zu beraten.«

Da steht plötzlich der Geklagte auf und sagt: »Ich will nicht haben, daß man mir nachsagt, ich habe den Eid gescheut. Ich will aber auch nicht wegen einer Geldsache schwören, denn das verbietet mir die Religion. Meine Herren, ich bezahle das ganze. Ich bin überzeugt, daß der Kläger davon durchdrungen ist, das Geschäft gemacht zu haben.«

Der Beklagte stand hochroten Gesichtes auf, machte eine höfliche Verbeugung und ging. Der Kläger bedeckte sich, faltete die Hände und betete.

Der Sekretär atmete erleichtert auf, denn es blieb ihm durch das rasche Ende erspart, eine ausführliche

Urteilsbegründung schreiben zu müssen.

## VARIETÉ

Im Varieté »Eiche« in Reichenberg saß in einer Loge eine Gesellschaft von vier Personen : ein Fabrikantenehepaar aus Gablonz, dessen Tochter, ein junges lebhaftes Geschöpf, und ein eleganter Jüngling, emsig bemüht, dem schnippischen Fräulein den Hof zu machen. In der Nachbarloge, nur durch eine schmale Leiste getrennt, saßen drei Herren, deren heitere Gesichter auf fröhliche Weinlaune schließen ließen. Sie unterhielten sich laut und ungeniert, so daß man fast jedes Wort in der Loge nebenan verstehen konnte.

Eine junge Wiener Chansonette, auf dem Programm stand: Pepi Ranzengruber, trat aufs Podium. Ein reizendes blondes Persönchen, kaum achtzehn Jahre alt, mit tadellosen Beinen. Sie sang ein keckes Lied: »Komm mit in die Bar!« Angeeifert durch den Beifall, den sie fand, gab sie ein Lied zu: »Kleine Kinder müssen schlafen gehen.« Wieder Lachen, Applaus, Hervorrufe.

»Herr Ober,« sagte einer der drei Herren und gab sich keine Mühe, die Stimme zu dämpfen, »Herr Ober,

möchten Sie nicht das Fräulein, das eben gesungen hat, fragen, ob es nicht an unserem Tische Platz nehmen möchte?« Der Ober lächelte verständnisinnig und verschwand. Das Ehepaar nebenan blickte besorgt auf die Tochter, die ihrerseits so unbefangen tat, als ob sie nichts bemerkt hätte.

Nach einiger Zeit kam der Ober mit verlegener Miene zurück: das Fräulein lasse sich entschuldigen, aber sie sei heute nicht disponiert und wolle zeitlich nach Hause gehen. Der eine der drei Herren, sie riefen ihn Gustl, sagte lachend: »Das werden wir schon machen!« stand auf und sprach leise mit dem Direktor — — — und auf ja und nein saß die Pepi an dem Tische der drei Herren.

Das junge Mädchen in der Nachbarloge, Susi genannt, spitzte neugierig die Ohren, in Erwartung der Ereignisse, die da kommen sollten. Ihre Eltern rückten unruhig hin und her, der junge Mann, zu dem sie »Herr Fritz« sagte, versuchte durch intensives Flüstern ihre Aufmerksamkeit abzulenken.

»Fräulein Pepi,« begann galant der eine Herr, »warum haben Sie sich denn gar so bitten lassen, zu uns zu kommen? Wir tun Ihnen doch nichts! Haben Sie schon genachtmahlt?«

Pepi verneinte und bestellte. Dann sagte sie: »Ich bin sonst wirklich nicht fad, das können Sie mir



glauben. Aber heute bin ich nicht in Stimmung. Ich habe einen Brief von Mama aus Krems bekommen; sie hat die Grippe.«

»Von Mama?« fragte der erste der Herren ungläubig. »Hat die Mama nicht einen Schnurrbart? Wer weiß, wen Sie in Krems haben! Warum ist Mama denn nicht hier bei Ihnen?« Und er lächelte anzüglich.

»Mama ist bei der jüngeren Schwester; die braucht sie noch, denn sie ist erst zehn Jahre alt. Ich bin alt genug, um selber auf mich achtzugeben.«

Die drei Herren blickten sich gegenseitig verdutzt an. Sie hatten eine Konversation mit anzüglichen Scherzen und halben oder dreiviertel Andeutungen erwartet, und anstatt dessen bekamen sie einen Familientee vorgesetzt.

»Haben Sie einen Verehrer?« fragte der zweite, direkt aufs Ziel lossteuernd.

»Oh, wo denken Sie hin«, rief Pepi lachend. »Hundert Verehrer, die jeden Abend applaudieren, ja. Aber einen? Nein!«

»Aber, Fräulein Pepi«, meinte der dritte ungläubig. »Warum sind Sie dann eigentlich beim Varieté?«

»Weil ich meinen Beruf liebe«, sagte sie fast verklärt, so daß sie in diesem Augenblicke beinahe wie ein Kind aussah. »Ich stamme aus einer alten Wiener Schauspielerfamilie. Mein Großvater war

Tänzer an der Wiener Hofoper, meine Tante ist eine erste Schauspielerin in Wien. Ich wollte durchaus zum Theater, und da ich keine Zeit und kein Geld zum Lernen hatte, ging ich mit fünfzehn Jahren zur Exl-Bühne. Bei der war ich zwei Jahre. Dort spielte ich so ziemlich alles Jugendliche. Es ging mir sehr gut, aber ich habe mir einen schrecklichen Dialekt angewöhnt. Jetzt habe ich auf ein Jahr mit Reichenberg abgeschlossen, um wieder ein reines Deutsch zu lernen. Ich trete abwechselnd als Soubrette oder in einer Posse auf. Von morgen ab brauche ich nicht zu singen; wir geben einen einaktigen Schwank, und ich spiele darin die Hauptrolle. Werden die Herren morgen wieder kommen?«

Die Gesichter der drei Herren wurden, während das redselige Kind seine Geschichte erzählte, immer länger. Die junge Dame nebenan, die etwas ganz anderes erwartet hatte, flüsterte wieder eifrig mit ihrem Partner und hörte nicht mehr zu.

»Sind Sie hier vielen Versuchungen ausgesetzt?« fragte der erste.

»Na, daran fehlt's nicht«, lachte die Kleine. »Aber es sind alle eigentlich furchtbar nett zu mir. Über die Kollegen habe ich mich nicht zu beklagen, die sind viel solider, als man glaubt.«

»Und die Gäste?«

»Mein Gott, es kommt ja mancherlei vor, aber wird einer zu ordinär, so lasse ich ihn stehen. Und hilft auch das nicht, dann sage ich es dem Direktor. Der ist ein lieber und braver Mann, der macht gleich Ordnung.«

Pepi zwinkerte lustig mit ihren Äuglein und trank. Der eine der Herren, der, den die anderen »Gustl« riefen, gab den Kampf noch nicht auf. »Würden Sie einem von uns einen Kuß geben?« fragte er geradeaus. »Nein«, sagte sie rasch. »Warum nicht?« Sie sah alle drei der Reihe nach prüfend an. »Weil mir keiner von Ihnen gefällt.« — »Wenn Ihnen aber einer von uns gefallen würde, Fräulein Pepi?« — »Dann erst recht nicht!« kam die Antwort schlagfertig, und sie lachte laut auf.

»Fräulein,« sagte Gustl mit ernster Miene, »Sie wissen nicht, was Sie sich durch Ihre Sprödigkeit verscherzen. Ich bin sehr einflußreich, und es würde mich nur ein Wort kosten, Sie an einer ersten Bühne in Wien engagieren zu lassen. Aber — Sie müssen lieb zu mir sein. *Lieb!* Verstehen Sie, was ich meine?« Pepi stand beleidigt auf. »Wenn Sie so zu mir reden!«

---

Sie wollte gehen, aber man hielt sie zurück. Und die Konversation rollte nunmehr in anständigen, soliden Bahnen weiter. Pepi erzählte von ihren kleinen Abenteuern während ihrer kurzen Bühnenlaufbahn,

und die drei Herren flunkerten mit mehr oder weniger erfundenen Begebenheiten.

In der Nachbarloge war es ganz still geworden. Das Elternpaar lauschte den Vorgängen auf der Bühne. Das junge Mädchen sprach noch immer mit ihrem Hofmacher. »Da läßt sich nichts mehr machen«, sagte es leise. »Ich werde mich nächste Woche verloben.« — »Und ich?« fragte er innig. »Mein Schicksal interessiert Sie also gar nicht?«

»O ja«, sagte die junge Dame gedehnt. »Sie interessieren mich sehr, aber Sie wissen, daß meine Eltern nie in eine Verbindung mit Ihnen einwilligen würden. Übrigens, wer weiß, wozu es gut ist.« Sie blickte ihn schelmisch an. »Wir bleiben ja weiter gute Freunde. Und wer weiß — — — Später! — — —«

»Nun?« fragte er, da sie inne hielt, und sah sie mit leuchtenden Augen an. »Später? Wollen Sie mir für später ein bißchen Hoffnung lassen?«

Sie sah ihn lachend an. »Ich werde Sie ehe» vormerken. Als Hausfreund! Aber es liegen noch einige Anmeldungen vor, das sage ich Ihnen gleich.«

»Wie viele?« fragte er ziemlich ungläubig.

Sie dachte einen Augenblick nach. »Das kann ich nicht mit Sicherheit sagen. Aber daß Sie bald darankommen, das verspreche ich Ihnen!«

\* \* \*

Zwischen den beiden Logen im Parterre saß an einem Tische ein einsamer Herr. Er konnte die Vorgänge in beiden Logen verfolgen und war ein aufmerksamer Beobachter. Eine kleine Soubrette, die allein in der Welt herumgondelte, verteidigte ihre Tugend — und eine junge Dame aus sogenanntem guten Hause, die zweifellos seit frühester Kindheit von aufmerksamen Augen behütet worden war, kokettierte in frivoler Weise mit dem Laster.

Der einsame Herr unten im Parterre stand auf und rief in dem Tonfall eines Aktschlusses: »Kellner, zahlen!«

## DIE BÖSEN SIEBEN

Wenn in Gegenwart von Freund Karl das Wort »Schwiegermutter« fällt, zuckt er immer nervös zusammen. Es ist sicher, daß seine diesbezügliche Abneigung weit über das normale Maß hinausgeht. In einer gemütlichen Stunde, nach einem reichlichen Souper, drängten wir ihn — seine Gattin saß in einem anderen Zimmer beim Bridge — er möge uns erzählen, was er eigentlich gegen seine Schwiegermutter auf dem Herzen habe. Karl blickte uns mit einem Lächeln an, das eine Mischung war von Wehmut, Resignation und Sarkasmus. Er begann:

»Ihr wißt oder vielmehr ihr wißt nicht, daß ich mit meiner Gattin, die heute einen so hausfraulichen Eindruck macht, und der man die Romantik gar nicht mehr ansieht, nicht weniger als siebenmal verlobt war; eigentlich nur sechsmal, denn nach der siebenten Verlobung heirateten wir sofort, ohne auch nur einen Tag zu verlieren. Warum unsere Verlobung immer wieder aufgehoben wurde? Auf Befehl der Schwiegermutter: und die Gründe hiefür? Imponderabilien! . . .

Als ich vor Jahren mich für Emma zu interessieren begann und ihr regelrecht den Hof machte, wurde ich in ihrem Elternhause mit scheelen Augen angesehen. Ich fand dies verzeihlich, war doch damals Emma der Inbegriff des Höchststehenden für mich, und ich verstand, daß man einen solchen Besitz nicht ohneweiters dem Erstbesten ausliefern könne. Je höher man mir den Brotkorb hängte, desto begieriger schnappte ich danach. Und da ich das sichere Gefühl hatte, daß Emma dieses Schnappen nicht ungerne sah, war ich bald — wie sagt man nur in diesem Falle? — der glücklichste aller Sterblichen . . .

Die Auskünfte über mich müssen befriedigend gelautet haben, denn Mama wurde plötzlich sehr liebenswürdig. Ein anderer Bewerber, ein junger Dichter, dessen ganzer Reichtum sein Lied war, wurde nicht mehr eingeladen. Einem dritten Hofmacher, der eine Margarinefabrik besaß, wurde gelegentlich bedeutet, daß man nur Wert auf Echtheit lege und zu Ersatzmitteln kein richtiges Vertrauen habe. So blieb ich denn allein auf dem Platze, und eines Abends — ich weiß heute noch nicht recht, wie es gekommen — fanden wir, Emma und ich, uns allein in einem Zimmer, es fanden sich auch unsere Lippen — und gleich danach fand sich auch Mama ein, die uns mit

schluchzender Stimme ihren Segen erteilte. Ich war verlobt!

Ich übergehe die ersten Tage der Verlobung, die sich in gar nichts von den Verlobungstagen anderer Leute unterschieden. .Küsse, Blumen, Vorwürfe, Küsse, Schmollen, Blumen, Bonbons, Tanten, Onkels, Schmuck, Küsse! Am vierten Tage zog mich Mama ins Zimmer. ›Sagen Sie, Herr Karl, ich habe eine wichtige Sache ganz vergessen. Sie sind doch hoffentlich in bezug auf das weibliche Geschlecht ganz frei?‹ Ich erbleichte und fand nicht gleich die richtige Antwort; für Mama war das sekundenlange Zögern ein Beweis — ich war verloren! ›Wie, Sie haben mir eine solche entsetzliche Angelegenheit verheimlicht?‹ rief sie drohend. ›*Wer* ist sie? *Wie* ist sie? *Was* ist sie? *Wo* ist sie?‹ Ich stotterte etwas von einer oberflächlichen Beziehung, daß ich bei ›ihr‹ nicht der Erste war, daß ich natürlich im Begriffe sei, die Sache zu arrangieren, die ja in letzter Linie nur eine Geldsache wäre. Meine zukünftige Schwiegermama ließ mich nicht ausreden. ›Wie,‹ rief sie mit blitzenden Augen, ›und Sie wagen es, mit dem Gedanken an eine andere zu mir ins Haus zu kommen? Sie wagen es, mein Kind, mein armes Kind, das noch von gar nichts weiß, zu küssen, mit Lippen,



die vielleicht noch feucht sind vom Kusse einer andern? Hinaus!<

Ich kam nicht mehr zu Wort, ich mußte gehen. Ich fand nicht einmal Zeit, ihr zu sagen, daß Emma denn doch nicht mehr so unerfahren war, wie sie annahm. Doch ich zog es vor, Mama nicht mehr zu reizen, in der stillen Hoffnung, es werde sich alles zum Besten wenden. Aber die Verlobung wurde offiziell aufgehoben.

Es dauerte Wochen, bis die Sache wieder ins Geleise kam, Wochen voller Aufregung, Ärger und Sorgen, die nur dadurch gemildert wurden, daß zwischen Emma und mir der Faden nicht ganz abgerissen war. Sie, die eigentlich von gar nichts wissen durfte, wußte alles und zeigte sich viel verständiger als Mama. Und auch Mama war wieder erobert, als ich ihr den Nachweis erbringen konnte, daß ich Franz, die entzückende blonde Franz mit dem kleinen Händchen, in das so viel hineinging, einem Freunde anhängte. Der hatte sich schon lange ein Verhältnis mit einer hübschen Schauspielerin ersehnt — nun hatte er es! . . .

Die zweite Verlobung mit Emma wurde — diesmal in aller Stille — wieder gefeiert, und es kam ein neuer goldener Brautstand heran, der nur dadurch eine leichte Trübung erlitt, daß Emma immer neue Details

über die Art meiner Beziehung zu Franzi wissen wollte.

Es vergingen einige Wochen, und der Termin der Hochzeit war näher gerückt. Da ereignete es sich, daß auf dem Weltmarkt der Preis des Leders zu weichen begann; er fiel und fiel, unaufhaltsam, ohne jede Erholung, fiel beängstigend, so beängstigend, daß auch Schwiegermama meinetwegen Angst bekam. Sie ist eine energische Frau und nicht gewöhnt, Angstgefühle zu unterdrücken oder gar bei sich zu behalten. Und so fragte sie denn eines Tages klipp und klar, ob meine finanzielle Situation durch den Preisfall des Leders nicht gefährdet wäre. Ich antwortete, viel gereizter, als es notwendig war, daß sie das nichts angehe. Sie replizierte mit großer Schärfe, daß es sie sehr viel angehe, denn sie sei dazu da, über das Glück ihrer Tochter zu wachen. Ich duplizierte mit noch größerer Schärfe, daß dies meine Sache wäre und nicht die ihre. Und so gab ein Wort das andere. Wie ich diesen Abend nach Hause gekommen, weiß ich nicht mehr; aber das eine kann ich mit Sicherheit sagen, daß ich am nächsten Tag einen Brief Mamas bekam, mit der Mitteilung, daß infolge der unsicheren Weltlage — nicht nur betreffs des Leders — meine Verlobung als aufgelöst zu betrachten sei. Es dauerte jedoch nicht lange und der Preis des Leders stieg wieder. Mit dem

Leder stiegen auch meine Chancen, und als der alte Weltmarktpreis wieder erreicht war, fand ich mich aufs neue verlobt. Die kurze Trennung hatte unsere Liebe nur befestigt; das eine stand außer Frage: nach Leder schmeckten unsere Küsse nicht! — —

Wir verlobten uns also wieder. Der Brautstand dauerte aber nur ganz kurze Zeit. Eines Abends saß ich zwischen meiner Braut und Schwiegermutter. Mama war besonders herzlich und nötigte mich immer und immer wieder, Wein zu trinken. So oft ich ihr aus der Flasche, die sie vor mich hingestellt hatte, einschenken wollte, wies sie es zurück, mit dem Bemerkten, daß sie sonst Wallungen bekäme. So geschah es, daß ich, der ich kein Trinker bin, die ganze Flasche allein leerte und zum Schlüsse naturgemäß in eine sehr angeregte Stimmung kam. Ich ging frohgemut nach Hause und fühlte mich so glücklich wie jemand, der einen verlorenen Gegenstand wieder gefunden hat. Die Freude sollte nur kurz dauern, denn am zweitnächsten Tage erhielt ich einen wohlgesetzten Brief der Schwiegermama, die mir mitteilte, sie hätte mich nun von einer neuen Seite kennengelernt: einem Trinker könne sie unmöglich ihre Tochter anvertrauen; denn jemand, der imstande wäre, eine ganze Flasche schweren Weines auf einem Sitze zu leeren, wäre unbedingt ein Trinker.

Das offensichtliche Unrecht, das mir widerfahren, ermutigte mich, eine Aussprache mit Schwiegermama zu erzwingen. Sie und ausschließlich sie sei schuld daran, daß ich die Flasche allein geleert hätte, denn ich habe nachweisbar auch nicht die mindeste Anlage zum Trinker. So wurde die Sache wieder eingerenkt, und ich verließ als neugebackener Bräutigam das Haus.

Die folgende vierte Entlobung war nur ein kurzes Intermezzo. Mama war empört, als ich gesprächsweise erwähnte, ich hätte Aktien veräußert, die ich von meinem Vater geerbt, der sie seinerzeit im Umtausch für seine Fabrik bekommen. Sie bezeichnete es als bedenklichen Mangel an Pietät, der auf einen Charakter schließen lasse, dem nichts auf Erden heilig sei. Die Angelegenheit wurde aber rasch applaniert, als ich ihr an der Hand des Kursblattes bewies, daß ich mit dem Verkaufe recht gehabt hatte.

Nicht ganz so harmlos verlief die Geschichte meiner fünften Entlobung. In meiner Freude über den wieder eingetretenen Friedenszustand sandte ich meiner Braut besonders kostbare Blumen. Während ich früher in roten Rosen schwelgte, ließ ich mich diesmal zu einem herrlichen Bukett Orchideen verleiten, die wohl das Entzückendste darstellten, was die moderne Gärtnerkunst gezüchtet hat. Emma war natürlich begeistert, weniger begeistert war die

Schwiegermutter, die mich ernsthaft zur Rede stellte und meinte, eine solche Verschwendung würde ein schlechtes Licht auf meine Geldgebarung. Empört über diese Einmischung in mein Privatleben und aus purer Opposition sandte ich nach einigen Tagen noch schönere Orchideen, was Schwiegermama offenbar als Herausforderung betrachtete. Postwendend bekam ich ein neuerliches Schreiben, das mir das Haus verbot. Ich mußte zu Kreuze kriechen und feierlich geloben, kein Geld mehr für Blumen auszugeben. Mama merkte gar nicht die Ironie, als ich am nächsten Tage als Wiederverlobungsbukett einen Strauß aus Löwenzahn und Gänseblümchen sandte!

Das letzte Mal wurde unsere Verlobung aufgelöst, weil Mama fand, daß ich mich zu despektierlich über die Frauen im allgemeinen ausspreche und es wage, meiner Begeisterung für Strindberg zu starken Ausdruck zu geben. Diesmal war Schwiegermama unversöhnlich, trotzdem ich ihr beweisen wollte, daß ich von Strindberg noch gar nichts gelesen hatte, sondern ihn nur als Konversationsthema benützte. Die Entfremdung dauerte wochenlang, ich durfte nicht ins Haus kommen, und ich erwog schon ernstlich, ob ich nicht wieder eine Brücke zur blonden Franzi bauen sollte, die ohne jeden Anhang ein fröhliches Leben lebte. Da ereignete sich plötzlich etwas Sonderbares.

Schwiegermama schrieb mir, daß sie mich noch einmal sprechen wolle, um mir meine Briefe zurückzugeben, und forderte mich gleichzeitig auf, ihr auch jene Briefe zurückzustellen, die ich von meiner Braut besaß. Mit schwerem Herzen trat ich den Leidensweg an, doch es sollte anders kommen, als ich erwartete. Schwiegermama empfing mich mit bittersüßer Miene und überreichte mir das Päckchen Briefe, fügte aber hinzu, sie hätte es ihrer Tochter versprochen, daß sie noch persönlich von mir Abschied nehmen könne. Emma kam herein und ihre Mutter verließ uns für einige Minuten. Diese kurze Spanne Zeit genügte, daß wir uns neuerlich, diesmal definitiv, verlobten und uns zuschwuren, jetzt müsse in vierundzwanzig Stunden geheiratet werden. Diese Zusammenkunft war also unsere siebente Verlobung und dann, wie früher erwähnt, heirateten wir sofort.«

Karl hatte seine Erzählung beendet. »Jetzt begreifen wir, lieber Freund,« sagte der Raisonneur unter uns, »daß du deiner Schwiegermutter nicht besonders hold bist. Aber hat sich deine Abneigung gegen sie nicht im Laufe der Jahre gemildert? Schließlich hast du ja doch deinen Willen durchgesetzt und deine Emma geheiratet!«

»Das ist es ja eben«, sagte Karl schwermütig und zündete sich umständlich eine frische Zigarre an. »Ich

bin ihr ja nicht gram, daß sie sechsmal die Verlobung aufgehoben hat; ich verzeihe ihr nur nicht und werde es ihr mein Lebtag nicht verzeihen, daß sie die Heirat schließlich doch zugegeben hat!«

## STIMMGABEL ODER PRISMA

Im Hinterstüberl des Weinrestaurants Schleich in München war eine trinkfeste Gesellschaft versammelt, unter anderen Thomas Mann, Generaldirektor Alexander Skuhra und Dr. Würzbach. Es ging auf Mitternacht. Diverse Sorten Weine waren ausprobiert, und da konnte es nicht wundernehmen, daß die Tafelrunde redselig wurde und einer nach dem andern Abenteuer aus seinem Leben zum Besten gab. Als Kurt Martens eine Episode beendete, die so arg war, daß er sie in seiner »Schonungslosen Lebenschronik« verschwiegen hatte, nahm Gustav Meyrink das Wort und erzählte: »Es ist jetzt eine Reihe von Jahren her, daß ich im ›Simplizissimus‹ eine Geschichte veröffentlicht habe, ein Erlebnis, das ich einmal mit einem Inder namens Tabuk hatte. Er zeigte mir auf geheimnisvolle Weise einen in bunten Farben gewirkten Teppich, in den allerhand Tiere eingestickt waren. Ich fragte den Inder, was es mit diesem Teppich für eine Bewandtnis habe. Der Mann lächelte und bat mich, ihm in den Garten zu folgen. Dort breitete er den Teppich so aus, daß die Sonnenstrahlen



auf ihn fielen. Dann zog er eine Art Stimmgabel aus der Tasche und hielt sie gegen den Teppich hin. Nach kurzer Zeit erwies es sich, daß der Teppich belebt war von weißen und roten Tieren, die Grillen ähnelten. Mit einem Male begannen die weißen Grillen mit den roten einen wilden Kampf, der so lange dauerte, bis ringsum nur noch die Leichen beider Heere lagen. Dann steckte der Inder seine Stimmgabel ein und der Teppich präsentierte sich wie früher. Die seltsamen Tiere, die lebendig geworden waren, um sich zu töten, bildeten wieder den eingestickten Zierat des farbenreichen Gewebes. Wie gesagt,« fuhr Herr Meyrink fort, »ich habe diese Geschichte im ›Simplizissimus‹ erzählt. Einige Tage später bekam ich folgenden Brief:

Sehr geehrter Herr! Vor allem möchte ich Ihnen mitteilen, daß ich ein überzeugter Aldeutscher und Nationalist bin, der jede gegenteilige Anschauung eines Deutschen verachtet. Ich habe infolgedessen den ›Simplizissimus‹, dessen Tendenz ich für schädlich und zersetzend halte (die Geschichte ereignete sich vor 182 dem Kriege), seit Jahren nicht in die Hand genommen, da ich das Blatt verabscheue. Nun hat sich der folgende merkwürdige Fall zugetragen: Vor einigen Tagen hatte ich einen seltsamen Traum. Mir

war es, als wäre ich in Tibet und als hätte ich dort einen Teppich gesehen. Vor dem Teppich stand ein Mann, der mit einer Stimmgabel auf ihn hindeutete. Es krochen sodann lebende Grillen heraus, die zu kämpfen begannen und sich gegenseitig zerfleischten. Die Sache war ziemlich aufregend, und ich war froh, als ich erwachte und mich friedlich im Bette fand. Ich verließ mein Haus, um ins Amt zu gehen. Auf dem Wege dahin kam ich bei einem Zeitungsverschleiß vorüber. Vor dem Laden war ein Mädchen, das mit lauter Stimme rief: »Eben ist die neueste Nummer des ›Simplizissimus‹ erschienen.« Ein unerklärliches Etwas zwang mich mit magischer Gewalt, einzutreten und diese eben erschienene Nummer zu kaufen. Ich kann Ihnen kaum den Schrecken schildern, der mich befiel, als ich in dieser Nummer Ihre Geschichte vom Teppich und den Grillen las, die ich in derselben Nacht so lebendig geträumt hatte. Vielleicht sind Sie, sehr geehrter Herr, imstande, mir über den Zusammenhang meines Traumes und Ihrer Skizze eine Aufklärung zu geben.

Hochachtungsvoll

»Ich muß gestehen,« fuhr Meyrink fort, »die Sache kam mir nicht ganz einwandfrei vor. Es lag immerhin im Bereiche der Möglichkeit, daß der Briefschreiber,

als er die Geschichte las, sie so lebhaft empfand, daß er der Meinung sein konnte, er habe sie geträumt. Da kam meine Frau ins Zimmer, und ich zeigte ihr den Brief. »Da stimmt etwas nicht«, rief sie plötzlich aus. »Der Mann schreibt in seinem Briefe von einer Stimmgabel und du hast ›Prisma‹ geschrieben.« »Oho,« sagte ich, »in meinem Manuskript steht *Stimmgabel*.« Ich öffnete den Schreibtisch, nahm das Manuskript heraus und bewies ihr, daß dort ›Stimmgabel‹ stehe.

Meine Frau lächelte, nahm den ›Simplizissimus‹ und bewies mir, daß dort ›Prisma‹ zu lesen sei. Ich griff mich an den Kopf und wußte nicht, wie mir war! Ich telephonierte sofort in die Redaktion des ›Simplizissimus‹, mir mein Originalmanuskript zu retournieren. Einige Minuten später hielt ich es in Händen. Richtig war das Wort ›Stimmgabel‹ durchgestrichen und durch das Wort ›Prisma‹ ersetzt. Auf meine Erkundigung teilte man mir mit, der Redakteur habe im letzten Moment, um die Sache plastischer auszudrücken, das Wort ›Stimmgabel‹ durch das Wort ›Prisma‹ ersetzt.«

Meyrink machte eine Pause. Wir alle hingen atemlos an seinem Munde. »Nun, und die Lösung der Geschichte?« »Es gibt keine Lösung«, sagte Meyrink langsam. »Ich ließ mir den Mann kommen, er hatte

nur an die Stimmgabel gedacht und es gar nicht bemerkt, daß in der Veröffentlichung ›Prisma‹ stand. Wie es kam, daß er im Traume die Geschichte so sah, wie ich sie geschrieben hatte, und nicht, wie sie veröffentlicht worden war, wird wohl nie aufgeklärt werden.«

Meyrink hatte geendet — da kam auch schon die Münchener Polizei, vertreten durch zwei Schutzleute, in das Hinterstüberl und erinnerte daran, daß eben die Geisterstunde — zwölf Uhr — geschlagen habe. Wir mußten das Feld räumen und das war recht, denn wer weiß, was uns Gustav Meyrink an jenem weinschweren Abend noch alles erzählt hätte! — —

## DIALOG ER UND SIE

*SIE* (ist noch immer im überaus häufigen Alter von neununddreißig Jahren; sieht aber trotzdem erst aus wie höchstens zweiundvierzig).

*ER* (anfangs der Fünfzig, leicht angegraut. Man merkt ihm jenen Schliff an, den sich Vielgereiste im Schlaf- und Speisewagen aneignen).

*SIE* (sitzt in einem kleinen Zimmer vor dem Kamin und hört und sieht angespannt durch die halboffene Tür in ein großes Zimmer, in dem ein junger Dichter vor einem zahlreichen Auditorium eigene Poesien — Lyrik und Epik — vorliest).

*ER* (tritt ein, sieht die Dame, überrascht): Frieda!

*SIE* (blickt erstaunt auf): Fritz! Sind Sie's wirklich?

*ER*: Ich bin's, Frieda! Nein, diese Überraschung! Wir haben uns ja zehn — was sage ich da! — wir haben uns hundert Jahre lang nicht gesehen!

*SIE* (lächelnd): Na, na! Gar so alt sind wir denn doch nicht!

*ER*: Ich freue mich, ich freue mich so sehr! Ich komme ahnungslos hieher, um einen neuentdeckten

Dichter vortragen zu hören, finde drinnen im Saale kein Plätzchen frei, schleiche mich auf den Zehenspitzen ins andere Zimmer, um einen Sessel zu ergattern und — finde Sie! (Er setzt sich neben sie zum Kamin und faßt ihre beiden Hände. Sie sieht ihn freundlich lächelnd an. Kleine Pause.)

*SIE* (leise): Und warum haben Sie so lange nichts von sich hören lassen?

*ER* (nachdenklich): Weil Sie es so gewünscht haben, Frieda! . . . Erinnern Sie sich an unser letztes Beisammensein?

*SIE* (träumerisch): Ich erinnere mich . . .

*ER*: Es war in der Oper — bei Tristan. Die gewaltige Musik bewegte unsere armen Herzen, sie ergriff uns bis zur Besinnungslosigkeit. Sie schienen in höheren Welten zu weilen, so verklärt, so in sich versunken saßen Sie da. Und als Sie sich in der Pause erhoben, um in den Hintergrund der Loge zu treten, während Ihr Gatte gleichmütig vorne an der Brüstung saß, um das Publikum zu mustern, da starrten Sie vor sich wie eine Nachtwandlerin und ließen die herrliche Musik in sich nachklingen, nachzittern . . .

*SIE* (leise): Ich erinnere mich . . .

*ER*: Und dann — ich weiß heute noch nicht, ob Sie damals wach waren, oder ob Sie noch träumten — dann lagen Sie mir auf einmal im Arm und flüsterten:

Lieber, Guter, Einziger; Und dann — küßten Sie mich . . . (Pause.)

**SIE** (bitter): Und dann richteten Sie sich plötzlich hoch auf und sagten laut: »Gnädige, ich werde sofort ein Glas Wasser besorgen.«

**ER**: Ganz recht, so sagte ich. Denn ich hörte, wie Ihr Gatte, der nur durch einen dünnen Vorhang von uns getrennt war, in der Loge die Sessel rückte, um zu uns zu gelangen.

**SIE** (bitter): Sie haben sicher praktisch gedacht.

**ER**: Wollen Sie mir heute einen Vorwurf daraus machen? Wenn Ihr Gatte damals einige Sekunden früher eingetreten wäre!

**SIE**: Ich weiß nur, daß mich Ihre Besonnenheit damals entsetzt hat. Geistesgegenwärtig zu sein — in einem solchen Moment! Bei Tristan!

**ER**: Ich las Ihnen Ihr Entsetzen von der Stirne ab. Sie verzogen schmerzhaft das Gesicht und lächelten ein trauriges, herzergreifendes Lächeln . . .

**SIE** (schmerzlich): Ich begrub damals eine Liebe . . .

**ER**: Als wir dann zu dritt soupierten, waren Sie den ganzen Abend hindurch schweigsam. Und als wir einen Moment allein bei Tische saßen, da flüsterten Sie hastig: »Ich will Sie nicht mehr sehen! Verschwinden Sie aus meinem Gesichtskreis!« — Ich

war verwirrt, bestürzt, wußte mir Ihr Benehmen nicht zu erklären — endlich versprach ich zu gehorchen.

*SIE:* Sie verschwanden dann in einigen Tagen, ohne Abschied zu nehmen . . .

*ER:* Ich brachte einen langgehegten Plan zur Ausführung und reiste nach England. Von dort nach Südamerika. Da brach der Weltkrieg aus, ich konnte nicht mehr zurück. Ich machte mich drüben ansässig und schuf mir eine neue Existenz. Es geht mir gut; ich besitze eine Farm, eine Zuckerplantage, Wagen, Pferde, ein Automobil. Es ist ein Jahrzehnt vergangen. — Nun hat mich die Sehnsucht nach Europa getrieben. Und jetzt bin ich hier, um alte Freunde aufzusuchen.

*SIE:* Und haben Sie manchmal meiner gedacht?

*ER:* Ich fürchte, allzuoft. — Und Sie? Weilten Ihre Gedanken manchmal bei mir?

*SIE:* Fragen Sie mich nicht! . . . Als Sie damals abreisten, fühlte ich eine entsetzliche Leere in meinem Innern. So tod, so öde war alles in mir. Ich glaubte zu jener Zeit, daß ich nie wieder werde lachen können. Um das Gleichgewicht meiner Seele zu gewinnen, forderte ich damals von Ihnen, unsere Stadt so rasch als möglich zu verlassen — aber als Sie meinen Wunsch erfüllten, zürnte ich Ihnen, weil Sie gehorcht hatten! Lachen Sie nicht — ich bin eben ein Weib! Ich



war Ihretwegen in steter Sorge — monatelang, jahrelang! Wohl ging das Gerücht, daß Sie irgendwo in Amerika seien, aber man las so viel von abgefaßten Heimkehrern, von Interniertenlagern, von Mißhandlungen. Ich machte mir die bittersten Vorwürfe, Sie in ein ungewisses Leben hinausgetrieben zu haben, schuld an Ihrem unsteten Leben zu sein . . . Ich dachte an manchen Tagen stundenlang an Sie und auch in manchen . . . Nächten .

..

*ER* (erstaunt): Oh!

*SIE*: Jawohl, in manchen Nächten! Der Kuß, den ich Ihnen in der Loge gegeben, brannte mich — und . . . (Pause.)

*ER*: Und?

*SIE* (leise): Und vielleicht noch mehr der Kuß, den Sie mir schuldig geblieben. (Pause. Er küßt ihre Hand.)

*SIE* (im Konversationston): Und jetzt erzählen Sie mir, wann Sie meiner gedacht.

*ER* (zögernd): Ich habe an Sie sicherlich noch viel öfter gedacht, als Sie an mich.

*SIE*: Wirklich? Kann ich Ihnen glauben?

*ER*: Ich schwöre es Ihnen.

*SIE* (mit feuchten Blicken): Ach, wenn das wahr wäre! Gott, o Gott! Wenn das wirklich wahr wäre! . . .

Erzählen Sie!

**ER:** Fragen Sie mich lieber nicht!

**SIE:** Nein, ich will alles wissen! Sie müssen mir alles sagen! Sie dürfen mir nichts verheimlichen! Schwören Sie, daß Sie die Wahrheit sagen werden!

**ER:** Ich schwöre! So vernehmen Sie es denn! Es hat Wochen und Monate gegeben, in denen ich jeden Tag, fast jede Stunde Ihrer gedacht habe.

**SIE** (ihn selig anschauend): Fritz!

**ER:** Besonders wenn ich im Automobil weite Strecken, zurücklegte, hatte ich fast keinen anderen Gedanken, als den an Sie! Aber ich muß Ihnen die Zusammenhänge erklären.

**SIE:** Ich bin sehr gespannt.

**ER:** Sie erinnern sich vielleicht noch eines Spazierganges, den ich kurz vor jener Tristanaufführung gemeinsam mit Ihnen und Ihrem Gatten von Reichenau nach Edlach machte? Es war ein klarer Herbsttag, die Sonne war im Untergehen, ihre rötlichen Strahlen brachen sich an den Gipfeln der Rax, die wie ein freundlich lächelnder Riese auf uns Zwerge herunterblickte.

**SIE:** Alles atmete Stille, Friede, Glück . . . und Sehnsucht.

**ER:** Jawohl, Sehnsucht. Ich teilte Ihre Gefühle, ich empfand dasselbe wie Sie. Wir waren beide

schweigsam, ab und zu sahen wir uns in die Augen. Ihr Gatte merkte natürlich nichts, er blickte vorwärts und trieb uns an, schneller zu gehen, trotzdem er schon gehörig schwitzte.

**SIE:** O pfui!

**ER:** Sie achteten nicht auf seine Worte, ja Sie blieben sogar einmal plötzlich stehen. An einem entzückenden Plätzchen, wo ein sanfter Wiesenhügel sich zu der Straße senkte. Ein kleines Bächlein rauschte und verschwand vor unseren Augen, da ihm ein Bett unterhalb der Landstraße bereitet war; auf der anderen Seite des Weges kam es wieder zum Vorschein, hüpfend, springend, flüsternd . . .

**SIE** (lebhaft, mit leuchtenden Blicken): Da blieb ich stehen und war von dem lieblichen Anblick so begeistert, daß ich Verse zitierte.

**ER:** Ich weiß nicht mehr, ob das Gedicht von Lenau war oder von Hoffmann von Fallersleben. Aber jedenfalls war es eine entzückende Idylle, Sie am Wegesrand, die Arme in die Luft gehoben, Ihr Gesicht von der Abendröte verklärt. Sie sprachen die Verse weltvergessen vor sich hin, ganz in sich versunken, traumverloren. Sie merkten es gar nicht, daß Ihr Gatte, den es wahrscheinlich zum Biere drängte, immer ungeduldiger wurde.

(Pause.)

**SIE:** Und?

**ER:** Der Gatte sagte: »Aber Frieda!« — Sie hörten nicht und rezitierten weiter. Da riß ihm die Geduld, und er sagte halblaut vor sich hin: »Dumme Gans!« Dann zuckte er die Achseln und ging voraus.

**SIE** (tonlos): Ich kann mich daran erinnern.

**ER:** Sie waren zuerst wie aus den Wolken gefallen — sprachlos. Dann löste sich Ihre Erregung in einen Tränenstrom. Endlich schluchzten Sie leise und ich hörte Ihr Wimmern: »Wenn es nicht wegen der Kinder wäre — ich hielte es keinen Tag länger an seiner Seite aus!«

**SIE** (leise): Es war auch nur wegen der Kinder, daß — (stockt).

**ER:** Ich beruhigte Sie damals, so gut ich konnte. Bald lächelten Sie unter Tränen. Zum Glück kamen damals Leute, Bekannte aus dem Kurhause, und wir setzten unsern Weg gemeinsam fort. Am Abend war alles vergessen, und Sie waren lieb und schön wie immer.

(Pause.)

**SIE:** Sie wollten eigentlich von Ihrer Weltreise berichten und daß Sie meiner oft gedacht haben. Warum frischen Sie alte, halbvergessene Reminiszenzen auf?

**ER:** Die Reminiszenz ist wichtiger, als Sie glauben, Frieda. Ich erzählte Ihnen, daß ich fast ausschließlich mit dem Auto reise. Nun denn, Sie wissen es ja, wie peinlich für den Automobilisten das plötzliche Bremsen ist, wenn Menschen oder Tiere die Fahrbahn kreuzen. Ich habe immer Todesangst, einen Hund zu überfahren. Am angenehmsten sind Katzen, die bringen sich schon selbst in Sicherheit. Auch der Ochse geht ruhig seines Weges, weit weniger nervös als ein Pferd. Aber besonders peinlich ist es, wenn eine Herde Gänse auf dem Wege spaziert. Da muß das Auto gebremst werden, ob man will oder nicht. Und bevor nicht eine dieser Gänse ausweicht, worauf ihr die andern folgen, kann das Auto seinen Weg nicht fortsetzen.

(Pause.)

**SIE** (verständnislos): Und?

**ER:** Verzeihen Sie mir meine Aufrichtigkeit, Frieda — aber Sie haben mich schwören lassen, Ihnen die Wahrheit zu sagen: so oft ich mit dem Auto reiste und einer Gans ausweichen mußte — und das kam alle Tage zehnmal, zwanzigmal vor, jede Viertelstunde mindestens einmal — da mußte ich immer Ihrer gedenken, wie Sie gefühlvoll Lenau zitierten und dafür schließlich »Dumme Gans« gescholten wurden.

SIE (steht auf): Ich glaube, es ist Zeit, unsere Konversation abubrechen. Man könnte sonst am Ende noch über uns Bemerkungen machen. Guten Abend, Herr Doktor! (Nickt und geht, ohne sich umzusehen, in das große Zimmer, in vortragende Dichter immer noch Lyrik verschleißt.)

*ER* (allein, sieht ihr nach): Mir scheint, ich bin wieder einmal zu aufrichtig gewesen!

## PREMIERE AM SULKOWSKI- THEATER

Eine Burgtheatervorstellung, die einen tiefen und nachhaltigen Eindruck auf mich machte, war »Die Welt, in der man sich langweilt« von Pailleron. Das vortreffliche Spiel Emerich Roberts und Hugo Thimigs begeisterte mich zu einem eigenen Versuch auf dramatischem Gebiete. So entstand im Sommer 1889 ein dreiaktiges Lustspiel, dem ich den Namen »Ledige Frauen« gab. Ich schrieb es natürlich — mit siebzehn Jahren denkt man ja himmelstürmend nur an das Höchste — für das Burgtheater und vermerkte fein säuberlich im Personenverzeichnis die Namen der Prominenten: Sonnenthal, Hartmann, Devrient, Hohenfels usw. Dazu kam es freilich nicht. In richtiger Selbsterkenntnis brachte ich nicht den Mut auf, das Lustspiel der ersten deutschen Bühne einzureichen. Ich ließ es von meinen Freunden aus dem »Café Griensteidl« begutachten, die allerlei auszusetzen fanden. Dem einen war die Handlung zu naiv, dem andern zu gewagt, einem dritten war der Dialog zu schwerfällig. Ich besserte und änderte fortwährend.

Wer weiß, welche Gestalt das Lustspiel schließlich angenommen hätte, wenn mir nicht ein Zufall zu Hilfe gekommen wäre. Eines Tages besuchte mich nämlich mein ehemaliger Hauslehrer Isidor Reiniger, dem ich mein Werk zur Überprüfung gab. Er fand es sehr gut und übergab es einem Freunde, einem kleinen Burgschauspieler namens Perak, der gleichzeitig Regisseur des Sulkowski-Theaters in Matzleinsdorf war. Und das Unglaubliche traf ein: »Ledige Frauen« wurde zur Aufführung angenommen!

Nun kam eine aufregende Zeit für mich, die Zeit der Proben, Hoffnungen, Enttäuschungen, Intrigen. Tagsüber war ich im Bureau, die Abendstunden waren den Vorbereitungen zur Aufführung gewidmet. Das Sulkowski-Theater, ursprünglich als Schloßtheater im Fürstlich Sulkowskischen Palais in der Matzleinsdorferstraße gebaut, diente später als Versuchsbühne für angehende Schauspieler, die sich draußen an der Peripherie der Großstadt »einspielten«. Auch Kainz hatte bekanntlich seine ersten Lorbeeren in Matzleinsdorf errungen . . .

Die Aufführung von »Ledige Frauen« darf wegen der Mitwirkenden ein gewisses theatergeschichtliches Interesse beanspruchen. In diesem Stücke betraten, am 15. März 1891, zum ersten Male die Bühne: Marcell *Salzer*, der später als Rezitator große und



wohlverdiente Erfolge erzielte, Max *Montor*, der jetzt in Hamburg wirkt, Emil Lind und vor allem Irene *Triesch*, die, damals vierzehn Jahre alt und eben mit der Bürgerschule fertig geworden, gegen den Willen ihrer Angehörigen zur Bühne gehen wollte. Ausnahmsweise gestatteten ihr die Eltern, einmal in meinem Stücke aufzutreten, in der stillen Hoffnung, daß ihr ein Fiasko die Theaterlust gründlich verleiden würde. Aber die kleine Irene, die mit Feuereifer lernte und ihre Rolle mit Begeisterung spielte, war die Sensation des Abends. Die Kritiken lauteten so günstig, daß die Angehörigen den Widerstand aufgaben und sie ein Jahr später ins Konservatorium schickten. Irene Triesch hat die Voraussagen der Kritik überreichlich erfüllt.

Aus der Fülle der Eindrücke, die ich in der Zeit der Erstaufführung empfing, will ich nur einige « Vergeben. Zuerst wurde das Stück verboten, wegen der gewagten Handlung 1 Ich lief zur Statthaltereı, bat und flehte. Endlich ließ sich der Zensor erweichen, aber er trug mir zahlreiche Änderungen auf. Vor allem beunruhigte ihn die Figur eines Oberleutnants, und ich mußte alles streichen, was den Offizier lächerlich machen konnte. Ursprünglich hatte ich ein Stück im Stil der feinen französischen Komödie schreiben wollen und schließlich war ein simples deutsches

Lustspiel daraus geworden. Die Hauptfiguren sind zwei Frauen, die sich von ihren Männern vernachlässigt fühlen. Der eine Gatte ist zu sehr Dichter, der andere zu sehr Geschäftsmann. Die Frauen halten sich deshalb für ledig. Sie suchen Abenteuer und finden sie auch, treffen aber in der Wohnung, in der eine verbotene Zusammenkunft stattfinden soll, ihre eigenen Männer. Da es sich herausstellt, daß in derselben Wohnung der Prokurist des einen Gatten als Zimmerherr logiert, der natürlich die Tochter des Chefs liebt, ja sogar insgeheim mit ihr verlobt ist, so nimmt die Geschichte zum Schluß eine erfreuliche Wendung. Wie es sich für ein solides deutsches Lustspiel schickt, kehren die Frauen reuig zu ihren Männern heim, während der Bräutigam seine Braut umarmt.

Der äußere Erfolg des Premierenabends war groß, denn von den dreihundert Plätzen, die das Theater faßte, waren mehr als zweihundert von meinen Verwandten und Freunden besetzt. Ich wurde immer wieder gerufen. Die zwei Gulden, die ich dem Kleiderhause Jakob Rothberger für das Ausleihen meines Fracks bezahlen mußte, amortisierten sich reichlich. Weitere drei Gulden hatte ich für ein Bukett Blumen geopfert, das ich Irene Triesch überreichen wollte, die erst im dritten Akte, als Tochter der

Zimmervermieterin, auftrat. Als Perak vor der Vorstellung das Bukett erblickte, runzelte er die Brauen und grollte: »Was? Sie haben nur *ein* Bukett? Es haben doch *drei* Schauspielerinnen große Rollen! Wo sind die beiden anderen Buketts?« Ich Unglücksmensch stotterte verlegen, daß ich nur eines bestellt hatte, da meine Geldmittel — — Perak verstand, dachte einen Moment nach und entschied dann: »Das macht nichts! Nach dem ersten Akt bekommt das Bukett Fräulein X, nach dem zweiten Fräulein Y, nach dem dritten Akt Fräulein Triesch — die kann sich den Schmarrn schließlich behalten.« Und so geschah es auch. Der Theaterdiener überreichte immer dasselbe Bukett. Die Blumen hoben die Stimmung sehr. Ein Kritiker erwähnte sogar lobend die verschwenderischen Blumenspenden, mit denen die Damen überschüttet worden waren . . .

Die Aufnahme des Stückes in der Presse war eine geteilte, der Unterton immerhin ein freundlicher, und das Stück wurde noch einige Male aufgeführt. Dann verschwand es in der Versenkung.

Während der Proben spielte sich eine Liebesaffäre ab, deren Wiedergabe die Beteiligten heute wohl belustigen dürfte. Mir aber verursachte die Geschichte damals namenlose Aufregungen. Die Rolle der munteren Liebhaberin wurde von einem Fräulein

Gisela Holländer gespielt, deren Mutter, gleichfalls eine Berufsschauspieler, die Rolle der komischen Alten gab. In der Wohnung der Frau Holländer, der wir alle, schon mit Rücksicht auf ihre hübsche Tochter, »Mama« sagten, wurden die meisten Proben abgehalten, die sich oft bis in den späten Abend hinzogen; freundschaftlich-gemütliche Stimmung kennzeichnete diese Zusammenkünfte. Auf einmal war eine merkliche Spannung eingetreten, ein unbehagliches Gefühl war da, etwas Unbestimmbares lag in der Luft. Emil Lind und Max Montor verliebten sich in Fräulein Holländer und waren aufeinander eifersüchtig. Die alte Gemütlichkeit war dahin, man flüsterte in allen Zimmerecken . . . Wohl gab Fräulein Holländer die Erklärung ab, daß ihr beide gleich lieb und wert seien, wohl trachtete Mama Holländer die aufgeregten Gemüter zu beschwichtigen — umsonst; es drohte ein Krach vor der Premiere. Perak dachte an Umbesetzung und unterhandelte mit dem damals achtzehnjährigen Max Reinhardt, der wiederholt am Sulkowski-Theater aufgetreten war und für Emil Lind einspringen sollte. Aber Max Reinhardt erkrankte und mußte absagen . . .

Ich war in unbeschreiblicher Aufregung und verhandelte mit allen drei Parteien: mit Fräulein Holländer, die immer sagte, beide wären ihr gleich

wertvoll, mit Emil Lind und Max Montor. Endlich wurde eine Einigung erzielt: Emil Lind und Max Montor sollten nach amerikanischer Art um die Geliebte losen: wer die weiße Kugel zieht, darf bleiben, wer die schwarze Kugel zieht, muß Wien verlassen. Gisela erklärte feierlich, sich der Entscheidung des Zufalls zu fügen.

Ich war glücklich, diesen Ausweg gefunden zu haben, und setzte es mit großer Mühe durch, daß die Entscheidung durch das Los erst einige Tage nach der Premiere getroffen werde. Da ich nach Absetzung meines Stückes vom Repertoire die Fühlung mit den Mitwirkenden nicht mehr aufrecht erhielt, weiß ich es heute nicht, wer damals die schwarze, wer die weiße Kugel gezogen hat.

Die Geschichte hat aber dennoch einen erfreulichen Abschluß: wenige Jahre danach hat Gisela Hollander weder Lind noch Montor, sondern ihren damaligen Partner Marcell Salzer geheiratet, dessen lebenswürdige Gattin sie heute noch ist. So hat die Premiere am Sulkowski-Theater doch einen nachhaltigen Erfolg gehabt . . .

## **DIE ABGESCHAFFTE LIEBE**

Drei Uhr nachmittags. Im langgestreckten Speisezimmer des großen Tiroler Hotels waren zahllose Kellner mit dem Tischdecken für das Souper beschäftigt, während die Mittagsgäste auf der breiten Veranda Siesta hielten, an kleinen Tischchen schwarzen Kaffee tranken und dazu weidlich medisierten. Die Gesellschaft war dieselbe, die sich meistens in den großen Tiroler Hotels zur Hochsommerzeit zusammenfindet: fast durchwegs Angehörige des wohlhabenden Mittelstandes, die nahezu alle das Bestreben hatten, eine Nuance mehr zu scheinen, als sie wirklich waren. Auch Ausnahmen gab es unter ihnen: das waren jene, die sich mit einer Nuance nicht begnügten, sondern ganze Hände voll Sand in die Augen ihrer Mitmenschen zu streuen versuchten . . .

Ganz vorn an der Ecke saß eine Gesellschaft, die sich täglich um diese Zeit zusammenfand: ein junger Bankier, Herr Achtelmann samt Gattin aus Wien, Herausgeber der Zeitung »Der Haussier«. Er verschmähte es vornehm, von Geschäften zu reden

und erhielt dabei stündlich unheimlich lange Telegramme. Dann ein Petroleumindustrieller, Herr Schodnitzer samt Familie, der im Gerüche stand, beim Zusammenraffen seines bedeutenden Vermögens mit großem Raffinement vorgegangen zu sein, ferner ein Fabrikant aus der Provinz, der sich krampfhaft bemühte, den Anschein zu erwecken, als wäre er aus Wien, und schließlich einige Väter junger Töchter, die augenscheinlich keinen anderen Beruf hatten als den, nach passenden Schwiegersöhnen Umschau zu halten. Damit sah es nun ziemlich windig aus. Denn die jungen Leute, die heiraten wollen, gehen in der Regel nach Marienbad; nach Tirol kommen nur die, welche die Absicht haben, noch ein oder zwei Jahre ledig zu bleiben. Es ist noch nicht wissenschaftlich festgestellt, ob der Verlobungsbazillus wie ein Komma oder wie ein Fragezeichen aussieht; daß er aber in einer Höhe von mehr als tausend Metern schlecht gedeiht, ist außer Frage. Man trägt Kniehosen und Bergschuhe, hat den Kopf voll Ideen, wohin der nächste Ausflug zu machen sei, man diskutiert mit großem Eifer die Gangbarkeit der Wege und »Brücken« und übersieht dabei im Eifer fast immer, daß die junge Dame im Lodenkleid, die überall mithält und sich zwingt, burschikos zu erscheinen, eigentlich ein ganz lieber Fratz ist . . . Auch auf die Umgangsformen wirkt die

Höhenluft entschieden demoralisierend; die sogenannte sorgfältige Erziehung, die Eltern und Hofmeister anwenden, um bei der heranwachsenden männlichen Jugend die natürlichen Anlagen und den aufrichtigen Charakter zu unterdrücken, wird sofort über Bord geworfen, wenn man einige Tage im Hochgebirge weilt, und man gewöhnt sich dann häufig eine für die Umgebung erschreckliche Aufrichtigkeit an.

Nach Talleyrands geistreichem Ausspruch hat der liebe Gott den Menschen die Sprache gegeben, damit sie ihre Gedanken besser verbergen können — aber im Hochgebirge hat man dies schließlich nicht notwendig. So hatte denn auch ein eleganter junger Mann, der bei der erwähnten kleinen Gesellschaft Platz genommen hatte, den Beinamen »Naturbursche« bekommen, weil er den Sport betrieb, jedem ohne Unterschied des Standes und des Geschlechtes die Wahrheit zu sagen. Dadurch hatte er sich natürlich mißliebig gemacht; denn man schmunzelt stets nur über die Bosheiten, die andere treffen, nicht über die Wahrheiten, die einem selbst gesagt werden.

Jean, der Oberkellner, servierte eben mit einer Grandezza, die eine Abstammung von mindestens sechzehn nachweisbaren Ahnen vermuten ließ, den



Kaffee, als der Naturbursche — man sprach natürlich von der Liebe — nachlässig hinwarf:

»Abschaffung der Liebe? Lächerlich! Wozu sich darüber echauffieren?! Sie geben alle jenem Schriftsteller recht, der neulich schrieb, es wäre ein Allheilmittel für die Menschheit, wenn die Liebe abgeschafft würde. Je nun, ich stehe auf dem Standpunkt, daß dies nicht notwendig sei, da sie in bezug auf die zu schließenden Ehen schon längst abgeschafft ist. Lieben ist ja nicht mehr modern, und das Liebenkönnen haben unsere jungen Damen über zwanzig schon längst verlernt . . . Und was uns junge Leute anlangt — du lieber Gott! Für uns gibt es nur zwei Kategorien von jungen Mädchen aus der Gesellschaft: solche, die man küßt und solche, die man heiratet . . .«

Von seiten der Eltern wanderten besorgte Blicke zu den jungen Mädchen hinüber, die sich bemühten, möglichst unbefangen dreinzusehen. Doch der Naturbursche, einmal im Zuge, fuhr unbekümmert fort: »Wohlgemerkt, zu beiden Kategorien gehören Mädchen aus denselben Gesellschaftskreisen, aus unseren Kreisen. Es findet nur ein fortwährender Austausch zwischen ihnen statt. Das Mädchen, das ich heute küsse, heiratet in zwei Jahren einen anderen, und das Mädchen, das ich — vielleicht — in zwei Jahren

heiraten werde, läßt sich — möglicherweise gerade in diesem Moment — von irgendeinem jungen Menschen küssen. Qu'importe! Wenn nur der Ehemann einsichtig genug ist, darüber hinwegzugehen und über diese Kinderkrankheiten des weiblichen Herzens zu lächeln! Und eine Kinderkrankheit ist es ganz entschieden, nichts anderes! Sie tritt gewöhnlich mit siebzehn Jahren auf, zur Zeit, da der Körper zu früh reif geworden und der Geist noch nicht so weit gereift ist, Bremsen anlegen zu können . . . Mit siebzehn Jahren, welch herrliche Zeit! Welch märchenhafter Traum! Ein Märchen, einmal zur Wirklichkeit geworden — wer wagt es, dem jungen Kinde Vorwürfe zu machen, wenn es, umgeben von der lähmenden Unerbittlichkeit des Alltags, plötzlich in irgendeinem redegewandten Jüngling sein Idealbild entdeckt und stillbeseligt den ersten Kuß küßt? . . . Und es ist gut so, denn später, wenn das Interesse am Tanzen nachläßt und rechts und links die Freundinnen sich verloben — dann wird das junge Fräulein, das jahrelang gedankenlos in den Tag hineingelebt hatte, kritisch und ernst. Mit siebzehn Jahren schien es ihr unmöglich, sich in einen jungen Mann zu verlieben, dessen Weste zu tief ausgeschnitten oder dessen Krawatte schlecht gebunden war — mit vierundzwanzig richtet sie ihr Augenmerk auf ganz

andere Dinge . . . Man fordert von den Mädchen den Dornröschenschlaf und darf sich dann nicht wundern über die Komödie des Schlummerns mit dem berechnenden Blinzeln nach dem Prinzen, der die Erlösung bringen soll . . . Es ist ja wahr, Fortuna gewährt dem, welchem sie gerade in den Weg läuft, Austern, Trüffeln, Bildergalerien, Rennpferde und eine Auswahl unter den Töchtern des Landes. Aber ist\* es nicht eine Tücke des Geschicks, daß so oft gerade der von Fortuna Begünstigte unansehnlich und häßlich ist? Je nun, das Fräulein von vierundzwanzig sieht das einfach nicht — die Liebe ist ja schon abgeschafft . . . Das siebzehnjährige Mädchen ist leicht entflammt für einen vierundzwanzigjährigen Jüngling, die Vierundzwanzigjährige denkt milde vom Mittelalter, ja, sie kann sich sogar mit einem altertümelnden Herrn auf guten Fuß stellen. Warum auch nicht? Grau geworden sein hier unter dem wechselnden Monde, sich ein Menschenalter hindurchgewunden zu haben durch Zahnschmerzen und Rheumatismus, durch Kindstaufen und Sterbefälle, durch Insolvenzen und herabfallende Ziegelsteine, durch tägliche Leitartikel und Parlamentsverhandlungen, durch die neuen Theaterstücke und Ballette — und nun gar ledig geblieben zu sein trotz aller Verlockungen: eine solche

Summe von Lebensverrichtungen muß selbst einem alt und grau gewordenen Dummkopf ein Anrecht auf Achtung und Reverenz sichern. Und mehr braucht ja das junge Mädchen nicht zu empfinden, wenn — die Liebe abgeschafft ist . . . Und willigt sie noch immer nicht ein, so predigen die Eltern Lebensweisheit. — Die guten Eltern! Sie müssen es ja wissen, denn Papa ist ja schon lange, bevor der Freier auftauchte, von Mama beauftragt worden, die genauesten Erkundigungen einzuziehen. Sind diese befriedigend ausgefallen, dann wird der Grad der Lebenswürdigkeit genau festgestellt, mit dem Großmutter, Mutter und Kind dem Bewerber entgegentzukommen haben. Aber wehe dem Ahnungslosen, wenn die Auskünfte unbefriedigend lauteten! Kommt er ins Haus, so empfängt ihn eisige Kühle der Eltern, die minderjährigen Geschwister sind frech und vorlaut gegen ihn und das Mädchen selbst ist kühl, spitz und unnahbar . . . Mit eisiger Miene lehnt sie jeden Versuch einer intimeren Annäherung ab und verächtlich schürzt sie die rosigen Lippen, wenn der Verblendete es wagt, ihr in diskreter Weise den Hof machen zu wollen. Sie macht sich nichts daraus, sogar in den Ruf der Unliebenswürdigkeit zu kommen; die Verlockung, einmal ihre ganze Überlegenheit über das männliche Geschlecht

dokumentieren zu können, ist eine zu große. Ja, ich hege die feste Überzeugung, daß, wenn ein Mädchen allgemein für unliebenswürdig gilt, dies nur dem Umstände zuzuschreiben ist, daß sich ihr größtenteils nur Bewerber in minderen Positionen genähert haben . . . Die Zeitverhältnisse bringen es eben mit sich, daß die Gutsituierten in der Minorität sind. Und es ist merkwürdig, wie informiert unsere jungen Mädchen über alle Verhältnisse sind: sie wissen, daß in der vielzitierten ›kleinsten Hütte‹ ein Salon und Rauchzimmer, ein Badezimmer und Dienerzimmer sein müssen, und daß dies alles Geld, viel Geld kostet.

Der Naturbursche hatte sich müde gesprochen und machte eine kleine Pause. Da tönte es vom Mädchentliche herüber haarscharf wie ein Messer:

»Und die Männer? Warum heiraten uns die Männer doch?«

»Weil auch für uns Männer die Liebe abgeschafft ist«, erfolgte prompt die Antwort. »Wenn die Männer lieben, so lieben sie aus Ehrgeiz, aus Berechnung, aus Bequemlichkeit, aus Einbildung, aus Verzweiflung, aber nicht aus Liebe. Und sie heiraten, weil die Liebe zur Frau konserviert, die Liebe zu den Frauen aber alt macht . . .«

Der Telegraphenbote brachte eine Depesche für Herrn Achtelmann. Der Naturbursche benützte die

kleine Störung und empfahl sich.

»Er ist ein Narr!« sagten die Ehemänner und Väter unisono, als er auÙer Hörweite war.

»Es ist unglaublich, was für Leute man im Sommer mitunter kennenlernt«, sagte Frau Achtelmann.

»Dem ist man eigentlich immer ausgesetzt, wenn man ins Hochgebirge geht«, sagte Frau Schodnitzer.  
»Aber im nächsten Jahre gehen wir sicher nach Marienbad!«

Am Mädchentische nebenan war es merkwürdig still geworden . . .

## **IM KINDERBETT EINE GESCHICHTE AUS DER KINDERSTUBE**

Es hieße kaltblütig der Wahrheit ins Gesicht schlagen, wenn wir behaupten wollten, daß Leonore ihren Kosenamen Mitzi mit Recht führt. Die einzig richtige, wenn auch nicht gerade schöne Abkürzung ihres Namens, »Lori«, mißfiel ihr aber aus leicht begreiflichen Gründen und eine andere Kürzung gab es nicht. Zudem ließ sich eine Freundin, welche Emilie hieß, Mitzi rufen, eine andere Freundin, welche Marie hieß, entdeckte ebenfalls, daß Mitzi die Abkürzung für Marie sei; seltsamerweise faßte auch Cousine Emma eine unerklärliche Vorliebe für diesen Namen — Grund genug, daß auch Leonore mit der ganzen Starrköpfigkeit eines zwölfjährigen Mädchens sich in den Kopf setzte, Mitzi zu heißen, auf ihrem Willen bestand und ihn, wie es bei starrköpfigen zwölfjährigen Mädchen immer der Fall ist, auch schließlich durchsetzte.

Wir wissen wohl, alle Mütter, welche zwölfjährige Töchter haben, werden uns sagen, wenn sie diese

Zeilen lesen: »Sie irren, Herr Autor, wir haben unsere Töchter zu braven, folgsamen Kindern erzogen, die nie auf ihrem Willen bestehen und die größte Ehre dareinsetzen, uns nichts als Freude zu bereiten.« Darauf erwidern wir: »Alle Mütter, welche diese Skizze lesen, erziehen nur folgsame Töchter; aber unter denjenigen, welche diese Blätter nicht zu Gesicht bekommen, gibt es einige, mehrere und viele, denen gegenüber eine zwölfjährige Tochter oft auf ihrem Willen besteht.« Und wir wollen darüber auch gar nicht moralisieren; denn es ist ja leider eine ausgemachte Sache: Wir sind allesamt Sünder.

Es muß vorausgeschickt werden, daß Mitzi im ganzen Bekannten- und Verwandtenkreise für sehr herrschsüchtig gilt. Man sagt auch, daß sie im Kreise der Ihrigen eine Art von Tyrannei ausübe; das leugnen wir aber durchaus, weil sie als weibliches Wesen des Tyrannisierens überhaupt nicht fähig ist. Blättert doch einmal im Buche der Geschichte und immer wieder werdet ihr, nachdem die Regierungsjahre blutdürstiger Tyrannen geschildert worden, den erfreulichen Satz finden: »Nach ihm kam eine Königin und da wurde es besser im Lande.«

Soviel also steht fest, daß Mitzi trotz ihrer Herrschsüchtigkeit milde und sanft regiert. Nun werden ihr aber manchmal Dinge zugemutet (wir



erinnern nur an den Schwamm und an die Medizin), die sie vorübergehend aus der Fassung bringen. Ach, man hat sie gesehen, wie sie mit den kleinen Fäusten so kräftig auf den Tisch schlug, daß die große Puppe, die so schön Papa und Mama sagen konnte, ordentlich in die Höhe sprang und, vom Tische herabfallend, sich einen unheilbaren Schaden zuzog; man hat sie gesehen in einem Zustande, daß man unwillkürlich Lessing recht gab, der da behauptet, der höchste Ausdruck des Schmerzes sei nicht durch das Aufreißen des Mundes und Ausholen zum Schreien darzustellen, da hiedurch dem Antlitz eine unschöne Form verliehen würde . . . Aber einen noch größeren Ausdruck des Schreckens verriet ihr Schweigen; gar als ihr die ewig denkwürdige Geschichte mit dem Kinderbett passierte, war sie so aufgereggt, daß sie ganz auf das Schreien vergaß . . .

. . . Es war bei einer »Mädchenjause«. Jeder weiß, was eine Mädchenjause ist. Beneidenswerte Jugend! Sind wir diesen Kreisen auch — und wir dürfen uns keinen Ruhm daraus machen — zum Teil entwachsen, ein Einblick in sie erinnert uns daran, daß auch wir ihnen einst angehörten, als wir noch bessere Leute, als wir noch nicht so sehr nach Rang, Stand und Meinung gespalten waren. Wie köstlich muten uns heute die befangenen Mienen an, mit welcher wehmütigen

Freude hören wir den Gesprächen zu, die bei derartigen Gelegenheiten geführt werden!

Artur hat sich beklommenen Sinnes auf den Weg zur Mädchenjause gemacht; mit der Behutsamkeit, welche ein Siouxhäuptling auf dem Kriegspfade bekundet, ist er mit den glänzenden Schuhen über die Klippen der kotigen Straße gedrunken; er hat eintretend eine kurze «Begrüßung gestottert, ist zum Platznehmen aufgefordert worden und sitzt nun auf seinem Sessel wie ein Ketzer auf dem Folderschemel der spanischen Inquisition. Robert hat das Theater zum Gesprächsthema gewählt, ist aber nach kurzer Zeit froh, wieder abbrechen zu können; denn man hat die naive Liebhaberin erwähnt und er fürchtet, über und über errötend, man könne es seiner Verlegenheit anmerken, daß er ihr, der Himmlischen, vor kurzem ein anonymes Gedicht zugesandt. Hans hat das interessante Thema der Witterungsverhältnisse bereits erschöpft; er ist in seinen geistvollen Schlußfolgerungen sogar zu dem bemerkenswerten Resultate gelangt, daß schönes Wetter eigentlich dem schlechten Wetter vorzuziehen sei, eine Bemerkung, deren treffende Schärfe Fräulein Laura durch sinniges Nicken ihres hübschen Köpfchens wiederholt bestätigt. Gustav, welcher sonst immer für Gleichberechtigung schwärmt — erst neulich setzte er

es durch, daß auch die kleine Anna das Tintenfaß bekam, nachdem alle anderen sich die Gesichter bemalt hatten — vergißt in seiner Schüchternheit, sich gleich den anderen Zucker in den Kaffee zu geben, und jeder, der das verzweifelte Gesicht beobachtet, das Gustav beim Genüsse des bitteren Kaffees zeigt, kommt leicht zu der Ansicht, die von einigen modernen Schriftstellern aufgestellt wird: daß die ganze Welt im Grunde genommen nur wenig wert sei. Es wird erzählt, daß Schriftsteller der bezeichneten Richtung nur durch Genuß von ungezuckertem Kaffee zu ihren pessimistischen Anschauungen gelangt seien. Wir wollen das weder behaupten noch bestreiten, sondern diese Frage anderen Köpfen und Federn vorbehalten; denn was uns jetzt beschäftigen soll, ist die lediglich wahrheitsgetreue Schilderung der Katastrophe, welche einen bleibenden Eindruck im Leben Mitzis hervorbringen sollte . . .

Vetter Fritz, der die Realschule besucht, überlegt soeben, ob er nicht auf irgendeine Art das Schlittschuhlaufen ins Gespräch ziehen könne. Vergebliches Bemühen, denn er findet keinen passenden Übergang. Ratlos läßt er sein Auge über die Versammlung schweifen. Als er bei Mitzi angelangt ist, durchzuckt ein diabolischer Gedanke sein Hirn. Sie hat sich ja erst neulich über ihn lustig gemacht,

weil er mit unerschütterlicher Bestimmtheit erklärte, niemals heiraten zu wollen. Bien, er wird sich rächen .

..

Mit gedämpfter Stimme flüstert er seiner Nachbarin zur Linken etwas zu, was diese sichtlich amüsiert. Sie lacht laut auf, wirft einen neugierigen Blick auf Mitzi und wendet sich sofort zu ihrer Nachbarin, um dieser die Neuigkeit mitzuteilen. Dasselbe Resultat ist bei allen anderen zu bemerken, deren Neugierde befriedigt wird; erst Staunen, dann Kichern . . . Und die Heiterkeit steckt an. Mitzi schwant Böses. Sie weiß nicht, was vorgeht, und immer lauter und lauter schallt das Lachen der Tafelrunde. Und mitten hinein tönt plötzlich die Stimme der vorlauten Melanie:

»Aber ist es denn wahr, Mitzi, daß du noch im — Kinderbett schläfst?«

Also das war es! Das Kinderbett!

Es ist nicht möglich, den Effekt dieser Worte zu beschreiben. Die Stille, welche unmittelbar nach dem Attentate eintrat, glich der Ruhe vor dem Sturme. Alle verstummen angesichts der Bestürzung, welche sich nur zu deutlich auf dem Antlitze Mitzis malt. Aber als weibliches Wesen weiß sie sich zu beherrschen, und das Achselzucken, womit sie den vorlauten Ausruf begleitet, hat etwas von einer unnatürlichen Ruhe an sich . . .

. . . Zu Hause sprach Mitzi an diesem denkwürdigen Abende wenig mehr. Sie kostete kaum die Speisen, war still und in sich gekehrt, erklärte schläfrig zu sein und ging frühzeitig zu Bette . . . Aber von bösen Träumen gefoltert, kann Mitzi nur wenig schlafen. Vetter Fritz erscheint ihr und hebt sie hoch in die Luft. Sie stößt einen Schrei aus, aber ohne äußeren Erfolg. Vetter Fritz nimmt sie um die Mitte und wirft sie wie einen Ball seinem Freunde zu, dem Obergymnasiasten, der urplötzlich an der Ecke steht . . . Auf einmal stolpert Vetter Fritz und läßt sie fallen . . . Mitzi schreit und erwacht . . . Sie hat sich nur im Bette gewälzt und sich an das Gitter gestoßen. Zornig über die lästigen Träume, steht Mitzi frühzeitiger auf als sonst. Die Mädchenjause mit all ihren schrecklichen Einzelheiten fällt ihr zuerst ein. Trotzig hebt Mitzi die Schultern. Sie wird es ihren Freundinnen schon zeigen! . . . Sie denkt nach, womit sie am besten ihre Großjährigkeit dokumentieren könnte; aber immer wieder wird sie an den Traum erinnert, wie Vetter Fritz mit ihr — Fangball spielte. Heroisch redet sie sich ein, daß Träume nur Schäume seien; sie ruft sich ins Gedächtnis, daß sie sich ja nur an das Gitter des Bettes gestoßen habe. Da steht es vor ihr, das verhängnisvolle Bett. Gutartige hätten es »reizend« und »niedlich« genannt, Bösertige aber —

Kinderbett! . . . Oh! Und alle Freundinnen sind Pessimisten! . . . Aber, wenn sie es genau überlegt, haben die Pessimisten nicht recht? Ist es nicht wirklich ein Kinderbett, in welchem sie schläft? Auch der kleine Eugen liegt in einem solchen Bettchen — Cousin Eugen, den vorige Woche der Storch gebracht haben sollte . . . Lächerlich! . . . Erwachsene Mädchen — und Mitzi ist ja schon beinahe erwachsen — glauben nicht an dieses Märchen . . . Sie stand ja eigens beim Fenster und spähte und schaute, denn immer hieß es, heute werde der Storch kommen. Und dann — sie konnte sich noch genau erinnern — sagte man plötzlich, der Storch habe Eugen gebracht; aber sie, die am Fenster gestanden, deren Aufmerksamkeit nichts entgangen war, weiß es besser, sie hat durch ihre Ausdauer die volle Gewißheit darüber erlangt, daß es nicht der Storch war . . . Sie weiß es besser, als alle diese Leute, die das Kind betrachteten, das in seinem Bettchen lag — zum Teufel, immer wieder das Bett! Das kleine Bett mit den zwei Holzstangen oben und unten, mit der Schublade und mit dem grünen Geflechte, das ein Herausfallen verhindern soll . . . Kann man denn überhaupt aus einem Bette herausfallen? Wozu also das Gitter? Doch horch! War das nicht die Stimme von Tante Klara? Rasch entschlossen eilt Mitzi zur Tür hin und dreht den

Schlüssel um . . ., So! . . . Sie wird den Frauen beweisen, daß sie sich nicht mehr wie ein kleines Mädchen behandeln läßt! Statt sich unter einem nichtigen Vorwande immer hinausschicken zu lassen, wenn etwas verhandelt wird, das sich angeblich für sie nicht paßt, verzichtet sie lieber auf die ganze Unterhaltung. Aber das Zuhören läßt sie sich doch nicht nehmen, um so weniger als ihr eben einfällt, daß der »Konservatorist« der letzten Mädchen jause sich einmal äußerte: es ist eine böswillige Erfindung der Männer, daß die Frauen neugierig seien; verraten sie aber diese Eigenschaft doch hie und da, so geschieht es hauptsächlich nur deshalb, um der lügnerischen Behauptung der Männer wenigstens einen Schein von Wahrheit zu verleihen . . . Sie eilt zur Tür hin, zieht leise den Schlüssel ab und sieht durch das Schlüsselloch. Auf dem Diwan sitzt Tante Klara neben Mama; ein eigentümlicher schmerzlicher Zug ist auf beiden Gesichtern zu erkennen. Mitzi will den Grund der gedrückten Stimmung erfahren. Leise, wie sie vorhin den Schlüssel abgezogen, steckt sie ihn wieder an. Es gelingt ihr, ihn umzudrehen, und schon will sie die Tür öffnen, als der Inhalt des Gespräches sie in ihrer Arbeit innehalten läßt.

»Die arme, arme Laura!« sagt Tante Klara im Tone des aufrichtigsten Bedauerns. »So schön und jung und

schon sterben müssen! Und wer wird den kleinen Eugen jetzt erziehen?«

»Und das ist binnen kurzer Zeit die dritte Freundin,« fiel Mitzis Mama ein, »die im Kindbett gestorben ist!«

. . . Im Kindbett gestorben! Und binnen kurzer Zeit die dritte! Eine unklare Empfindung bemächtigt sich Mitzis. Ihr ist, als ob sie dazu bestimmt sei, die vierte zu sein. Und doch muß sie noch immer im Kindbett schlafen. Der ungeheure Seelenschmerz, die Herzensangst und Todesqual verwirren ihre Gedanken. Mit dem lauten Aufschrei: »Mama, Mama!« sinkt das gequälte Kind zur Erde und weint, weint wie noch nie in seinem Leben.